Stimmen der Stille.

Gedanken über Gott, Natur und Leben

von

Maurice Reinhold von Stern.

Zürich.
Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz."
1894.

Ferner sind durch meinen Verlag zu beziehen:

Maurice Reinhold von Stern's Werke.

Sämmtlich im Verlag des Verlags-Magazins (J. Schabelitz) in Zürich:

Proletarier-Lieder. Gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet. Preis: 1 Fr. (In Kommission.)

Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung. Zürich 1887. Preis: 2 Fr. = 1 Mk. 60 Pf.

Stimmen im Sturm. Gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet. Zweite vermehrte Auflage. Zürich 1888. Preis: 1 Fr. 50 Cts. = 1 Mk. 20 Pf.

Das Anderskönnen. Ein populär-philosophischer Beitrag zur Frage der Willensfreiheit. Zürich 1888. Preis: 50 Cts.

Alkohol und Sozialismus. Ein Appell an's Volk. Zürich 1889. Preis: 30 Cts. = 25 Pf.

Excelsior! Neue Lieder. Zürich 1889. Preis: 1 Fr 75 Cts. = 1 Mk. 40 Pf.

Höhenrauch. Neue Gedichte. Zürich 1890. Preis: 1 Fr. 75 Cts. = 1 Mk. 40 Pf.

Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? Aus dem Englischen des James Whyte. Zürich 1889. Preis: 50 Cts. = 40 Pf.

Arbeitslohn und Arbeitszeit. Eine Gedenkschrift zur Erinnerung an den 1. Mai 1890. Zürich 1890. Buchdruckerei des schweizer. Grütlivereins in Zürich. Preis: 25 Cts. = 20 Pfg.

Von jenseits des Meeres. Amerikanische Skizzen. Glarus 1890. Verlag von J. Vogel. Preis: 1 Fr. 20 Cts.

Sonnenstaub. Neue Lieder. Mit dem Portrait des Verfassers. 8°. Elegante Ausstattung. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Preis: broschirt 2 Fr. 70 Cts. = 2 Mk., geb. 4 Fr. = 3 Mk.

Aus dem Tagebuch eines Enthaltsamen. Aphorismen über die Alkoholfrage. E. Pierson's Verlag in Dresden. Preis: 50 Pf.

Ausgewählte Gedichte. 20 Bogen Oktav. Eleganteste Ausstattung. E. Pierson's Verlag in Dresden. Preis: broschirt 4 Mk., Originalband mit Goldschnitt 5 Mk.

Nebensonnen. Neue Gedichte. Illustrirt von Ernst Schlemo und Willy Oertel. 9 Bogen Groß-Oktav. Eleganteste Ausstattung. E. Pierson's Verlag in Dresden. Preis: broschirt 4 Mk. 50 Pf., Prachtband mit Goldschnitt 6 Mk.

Stimmen der Stille.

Gedanken über Gott, Natur und Leben

von

Maurice Reinhold von Stern.

Zürich.
Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz."
1893.

Seinem lieben Freunde

Herrn Hermann Blocher in Basel

zu eigen.

Das Volk liebt die Mittelmäßigkeit. — Natürlich! Denn es liebt sich selbst.

Nimm Dich in Acht vor fremden Hunden und vor fremden Händeln!

N. N. ist ein schöpferischer Geist. Schöpferisch aber nicht im Sinne von „schaffen", sondern von „s c h ö p f e n".

Die wahre epische Kunst ist nicht Erzählung, sondern Darstellung. Als solche vollzieht sie sich ausschließlich im tempus der Gegenwart. Denn jede Handlung ist ein Gegenwärtiges und kann von dem Leser nur als solches empfunden und geschaut werden. Zwar bringt die Technik der Darstellung durch das Wort den Anschein der Succession der Dinge mit sich. In Wirklichkeit geht aber jede Handlung lebendig aus der Gegenwart hervor; denn jede Handlung entspringt einer Handlung. Und die Handlung ist als solche immer gegenwärtig. Ist sie es nicht, so ist sie keine Handlung, sondern nur ein Phantom, wie Alles in Vergangenheit und Zukunft. Außer Raum und Zeit sein, heißt allgegenwärtig sein. Die Gegenwart ist keine Form der Zeit, sie ist die Form der Unendlichkeit im Bewußtsein.

Es giebt Frösche, die sich gern zu Ochsen aufblähen möchten. Viele platzen dabei, einigen aber — gelingt es!

Du fürchtest Dich vor geistiger Ausbeutung? Sei ruhig, guter Freund! Was man Dir noch stehlen kann, das hast Du niemals besessen.

Es ist mir ein beklemmender Gedanke, daß selbst das Größte und Schönste, was wir erzeugen, vor Gott ein Nichts ist.

Steht der Glaube an Gott in irgend einem Widerspruch zu den Zielen der organisirten Arbeiterschaft? — Ich wüßte nicht, in wie fern. Der Sieg des kämpfenden Proletariats will mir vielmehr als eine Bestätigung der Existenz einer ewigen Gerechtigkeit erscheinen.

Nur das Pfuschwerk kann nachgeahmt werden. Die Kunst ist das Unnachahmliche.

Es ist eigenthümlich, daß die Kinder früher an Gespenster glauben, als an Gott.

Ich glaube wahrhaftig, je weiter der Mensch reift, desto mehr erweitern sich die Grenzen seiner Heimath. Erst ist sie der Mutterschooß, dann die Wiege, dann der Heimathort, das Heimathland, das Vaterland, dann die Welt und zuletzt die Unendlichkeit — in 6 Brettern.

Was uns allein mit Gott auf eine Stufe stellt, ist, daß wir gemeinsam das gleiche Gesetz anerkennen müssen. Sowohl im Mechanischen, wie im Sittlichen.

Konsequenz ist nicht nur Dummheit, sondern auch Feigheit. Guter Freund, löse Dich von der Heerde ab und habe den Muth der Inkonsequenz! So wirst Du Dich frei entwickeln können. Ein Mann mit Prinzipien ist nicht nur unentwickelt, er ist unentwickelbar! Irgend wer (Cromwell?) sagt: „Wer nicht weiß, wohin er geht, der kommt am Weitesten."

Die Kirche ist zu allen Zeiten die gefährlichste Feindin der Religion gewesen.

Nativismus und Ausländerhaß sind sichere Anzeichen der Schwäche und des Verfalls.

Alles Leben ist nur eine Empfindung Gottes.

Der Geist ist die Hülle des Körpers. Die Gemeinheit ist immer nackt.

Freiheit ist die Religion der Starken. Alle Sklaven sind irreligiös.

Das Weib bildet sich auf seine Geschlechtlichkeit viel mehr ein, als der Mann. Viele Weiber betrachten es als ein persönliches Verdienst, einen Uterus zu besitzen. Nichts läßt sich mit der Selbstüberschätzung eines koketten Frauenzimmers vergleichen. Ich möchte einem solchen immer zurufen: Es ist ja etwas Schönes um die Fruchtbarkeit, aber ein dicker Hintern ist noch lange keine sittliche That! Giebt es etwas Geistloseres, als dieses Courbettiren der Weiber mit den Steißen? — »Mouvement ridicul, sentiment agréable!»

Wie kommt es wohl, daß die lockeren Frauenzimmer geistreiche Männer absolut nicht leiden können? Ich glaube, es ist ihnen lästig, unter anderen, als den rein geschlechtlichen Gesichtspunkten betrachtet zu werden. Es kommt ihnen nicht gern zu Bewußtsein, daß sie auch noch einen anderen Beruf, als den geschlechtlichen haben könnten. Sie fühlen sich beobachtet und möchten doch nur besessen sein!

Nichts empört das Durchschnittsweib mehr, als die Impotenz des Mannes; der umgekehrte Fall ist selten. Die Königin Cleopatra soll in einer Nacht 100 Männer beglückt haben. Eine achtbare Leistung!

Wahrheit üben ist mehr, als Wahrheit suchen.

Oben in den Wolken thront Gott und schaut sonnig und ernst auf die Thorheit der Menschen herab.

In das Wohlwollen der meisten Männer für die Frauen mischt sich, oft unbewußt, eine tüchtige Portion Verachtung. Uebrigens — die Frauen wollen ja nicht geachtet, sondern geliebt sein. Um den Preis der Liebenswürdigkeit machen sich die meisten von ihnen gern verächtlich.

Die Wissenschaft ist die Definition Gottes. Die Erkenntniß des Göttlichen ist auch die Krone des Wissens. Unglaube: Unwissenheit!

Die stärkste Waffe der Frauen ist ihre Schwäche.

Ein wackerer Feind ist mir lieber, wie hundert falsche Freunde.

Wer überhaupt schmeichelt, ist tadelnswerth; wer aber Frauen schmeichelt, ist verächtlich; und wer Kindern schmeichelt, ein Verbrecher.

Des Weibes größter Reiz ist seine tiefe Schamhaftigkeit. Schamlosigkeit: Reizlosigkeit.

Es giebt eine Krankheit, die heißt Müdigkeit, und eine Ruhe, die heißt Tod.

Jedes Original ist in gewissem Sinne jedem anderen Original überlegen — eben durch seine Einzigkeit! Deshalb sind auch die Genies unter einander unvergleichbar.

Ich betrachte Zarathustra als das Werk eines genialen Künstlers und kühnen Denkers, vermag aber durchaus nicht, mir die sittlichen Grundsätze unbedingt zu eigen zu machen, von welchen er beseelt ist. In der That widersprechen diese Grundsätze der kollektivistischen Weltanschauung so entschieden als nur immer möglich. Der Sozialismus und Kollektivismus (nach Nietzsche Sklavenmoral) hat in unserer Zeit keinen ingrimmigeren Feind, als Nietzsche.

Nietzsche's Philosophie ist eben die Herren-Moral, d. h. die Moral der Starken, der Besitzenden, der Unterdrücker. Nietzsche ist recht

eigentlich der Patentphilosoph der modernen Bourgeoisie, der typische, wissenschaftliche Ausdruck für die Gesetzmäßigkeit in der Moral der herrschenden Klassen unserer Zeit.

In ihren ethischen Grundlagen betrachtet, ist seine Morallehre nichts Anderes, als die Legitimation des Verbrechens durch die Kraft. Deswegen wird seine Lehre auch so gierig von der Crême der herrschenden Klasse unserer Zeit aufgesogen. Zum Unglück ist diese wahnwitzige Philosophie, durch welche sich eine Epoche offenbarer Decadence vergeblich zu rechtfertigen sucht, in so geniale künstlerische Form gekleidet, daß sie auch anders denkende gebildete Leser leicht verblendet.

Zarathustra ist eine Lektüre, welche mit großer kritischer Vorsicht genossen werden will.

Vor der Autorität des Unbegreiflichen hat sich auch der Materialist zu beugen. Diese Demuth aber nenne ich Religion.

Jede wahre Dichtung ist nicht nur schön durch das Wort; jedes echte Kunstwerk ist auch zugleich eine That.

Nichts soll uns den Glauben an das Gute und Edle in den Menschen rauben. Bleibe treu Deinen Idealen, aber auch treu den leidenden, irrenden, und doch im Grunde nicht schlechten Menschen! Die Menschen von Grund aus für schlecht halten, ist eine Kränkung Gottes in seinen Werken. Der feste Grund jedes echten Christenthums ist der Glaube an die Menschheit.

Es ist nicht wahr, daß die Wirklichkeit die schönsten Farben besitzt. Die erstaunlichsten Farbenwunder sehen wir im Traum und in der Phantasie. Das sollten sich die orthodoxen Wirklichkeitsmänner merken.

---

30. Mai 89.

Heute ist Himmelfahrtstag. Ich vermag mir nicht viel unter demselben zu denken. Nach seinem Alles je Dagewesene überragenden, gewaltigen Tode brauchte Christus nicht erst „gen Himmel" zu fahren, um uns in beinahe übermenschlichem Maßstabe zu erscheinen. Ich meine eine Steigerung der Verehrung für Christum, eine Comparation der

Gefühle für ihn, ist nach Golgatha kaum mehr möglich. Mein Interesse für den Größten aller unserer Mitmenschen erlischt mit seinem zugleich tragischen und versöhnenden Tode. Alles, was nach Golgatha passirt sein soll, läßt mich kalt.

Daß doch die Menschen das Menschlich=Große nicht verstehen wollen ohne Apotheose! Ich glaube, Christus wird erst dann ganz verstanden sein und seine Weltmission ganz erfüllt haben, wenn er uns ganz und gar als unser Fleisch und Blut erscheint. Dieser letztere Gedanke allein verleiht mir eine solche Riesenkraft, daß ich beinahe glaube, nicht was die Größe des Opfers betrifft, sondern nur was den Willen angeht, seinem Beispiel folgen zu können. Das wäre Lästerung und wahnsinnige Anmaßung, wenn Christus mehr, als ein Mensch gewesen wäre. Da er aber nichts Anderes war, als das in alle Zeit projizirte Urbild des Ideal=Menschen, so können wir uns stolzen Herzens der Nachfolge freuen.

(Seit ich diese Zeilen schrieb, haben sich meine Vorstellungen von der Person Christi verändert. Die beispiellose Reinheit und Vollkommenheit dieses Charakters scheint mir doch auf ein mystisches Weltgeheimniß zu deuten.)

N. N. ist zwar kein Sozialdemokrat, dafür aber ein entschiedener Sozialist. Ich glaube, das will fast noch mehr heißen. Die Sozialdemokratie ist eine politische Kampf=Partei, der Sozialismus eine moralische Gesinnung.

Der Sozialist ist unabhängiger, freier und in seinen Motiven reiner, als der Sozialdemokrat. Seine Gesinnung ist aber auch die weitere, allumfassendere. Der Sozialdemokrat ist häufig ein bornirter Parteibüffel, der Sozialist ist immer ein vorurtheilsloser, humaner und vor Allem ein kritischer Mensch.

Die Sozialdemokratie ist eine rivalisirende, der Sozialismus eine ausgleichende Macht.

Die Sozialdemokratie ist eine politische Heerde, der Sozialismus eine philosophische Weltanschauung, und zwar eine uralte. — Ich bin Sozialist aus Ueberzeugung und war Sozialdemokrat halb aus Bosheit, halb aus Convenienz.

Unter uns gesagt, die Demokratie ist doch die aurea mediocritas.

Neulich diskutirte ich mit einem Docenten materialistischer Observanz, wobei von Seiten des Letzteren sehr oft das Wort „Materie“ fiel. Im Interesse einer fruchtbaren Diskussion schlug ich eine Einigung über dieses eine Welt von Gedankenlosigkeit in sich bergende Denkschema vor. Ich stellte die Frage, was denn eigentlich „Materie“ sei? Ob vielleicht der Humus? Diese Frage wurde höhnisch belächelt. Nun denn vielleicht die Summe aller Stofftheile dieses Planeten? Wieder ein ironisches Lächeln. Nun denn die Summe aller Stofftheile des Universums, wie sie durch die Spectralanalyse recognoscirt werden können? Dazu beifälliges Kopfnicken. — Aber so gehen Sie doch, ich bitte Sie, zu den Chemikern und fragen Sie diese, worauf sich die sogenannte „Summe der Stofftheile“ zurückführen läßt?! Man wird Ihnen antworten, auf die Atome! Und fragen Sie nach der Natur der Atome, so wird man Ihnen sagen, daß dies ideale Größen seien, unwägbar, unmeßbar, immateriell, incorruptibel (nota bene, Alles propria des Idealen!). Also die Grundelemente der Materie, welche die Herren Positivisten gegen die Transscendental-Philosophie ausspielen, sind Größen, auf welche die mechanischen Gesetze nicht anwendbar sind. Wenn wir also anstatt „Materie“ „Geist“ sagen wollten, so würde die Frage um nichts unklarer werden.

Dem Sieger helfen die Menschen, dem Ringenden hilft Gott.

Das Wissen steht hoch, aber höher noch das Können.

Nicht die Meinungen, sondern die Gesinnungen trennen oder verbinden.

Ueber all dem wüsten, chaotischen Lärm widerstreitender Systeme ist Sieger allein das fühlende Herz.

Die Individualität ist das für den Geist Eigenthümliche. Kein Geist ohne Persönlichkeit! Verfolgt man die endlose Kette des Lebens in ihrer Entwicklung zum Geiste, so sieht man im Grunde nichts Anderes, als einen ununterbrochenen Kampf um die Persönlichkeit. Die niedersten Thiere sind die uniformsten; nichts aber erfüllt mich mit größerer Genugthuung, als wenn ich in der öden Gleichförmigkeit niederen thierischen

Lebens, durch all das blos Raçeneigenthümliche hindurch, Spuren des Persönlichen erblicke und also den Geist aufblitzen sehe. Auch Gott kann nur eine Person sein, oder er ist nicht!

Jetzt habe ich es heraus; es fehlt dem Naturalismus an Liebe und echtem Wohlwollen. Der tiefe Urgrund der Kunst, wie aller guten Dinge, ist doch die Liebe, nicht die Liebe im conventionellen Sinne, sondern das sonnige Wohlwollen, welches selbst das häßlichste Thier doch irgendwie der freundlichen Theilnahme werth erachtet. Der Naturalismus schildert auch häßliche Dinge; das ist sein gutes Recht. Daß er es aber ohne Liebe, d. h. grausam und ohne Mitleid, thut, das beraubt ihn der Qualifikation zum Künstlerischen.

Carl Spitteler hat Recht:

„Aller schönen Künste weit und breit
Grundbedingung ist Gutherzigkeit."

Auf der Schule war Ovid mein Liebling. Was mich an diesem genialen Dichter, abgesehen von seiner großen formalen Begabung, besonders anzog, das muß wohl seine in den „Metamorphosen" so köstlich naiv zum Ausdruck gelangende monistische Weltanschauung gewesen sein. Sich die Natur belebt und vergeistigt zu denken, hat auch mir nie die geringste Anstrengung gekostet, und das Hin- und Herverwandeln der Ovidischen „Metamorphosen" ist ja recht eigentlich das Leben. Auch die von den Materialisten erstaunlich ledern aufgefaßte sog. leblose Natur scheint mir immer noch seelische Bestandtheile zu besitzen, welche auf mein Empfindungsleben wirken und einen geheimnißvollen geistigen Wechselverkehr ermöglichen. Sagen gewisse Philosophen: „Alles ist Materie", so sage ich: „Alles ist Geist."

Nicht nur das Leben der Völker, sondern auch dasjenige der Einzelnen verläuft im Rhythmus der Dialektik. Thesis: Idealismus; Antithesis: Materialismus und Skepsis; Synthesis: Opportunismus. Diese Entwicklungsreihe wird von jedem Kulturmenschen durchlaufen und trägt durchaus den Charakter einer dialektischen Auseinandersetzung des Individuums mit sich selbst. Was Hegel für die Geschichte nachweist, hat offenbar seine Gültigkeit für die Entwicklung des Geistes schlechthin.

Ganz im Gegensatz zu der Meinung der Materialisten läßt sich die ideale Weltanschauung gerade aus der Betrachtung des Mechanischen entwickeln. Für dieses gelten u. A. die Grundsätze: „Ex nihilo nihil fit“ und „Die Wirkung enthält immer nur das Wesen der Ursache in abgeschwächter Form.“ Läßt sich aus dem ersteren Satz mit Nothwendigkeit die absolute Causalität als Urgrund aller Dinge ableiten, so aus dem letzteren, daß alle Erscheinungsformen des Daseins ihre Bedingungen in erhöhtem Maße in den einfachsten Ursachen haben. Sagen daher die Materialisten, daß der Geist ein Produkt der Materie sei, so braucht man ihnen gar nicht zu widersprechen, um so weniger als der Begriff der Materie zu den wissenschaftlich am schlechtesten definirten Begriffen gehört; denn wenn die Materie als Ursache das Phänomen des Geistes erzeugen konnte, so muß folgerichtig angenommen werden, daß sie selbst durchgeistigt ist, ja sogar das Requisit des Geistes als Ursache desselben in potenzirtem Grade besitzt. Dann könnte man also mit Fug und Recht an Stelle des Satzes „Alles ist Materie“ den Satz „Alles ist Geist“ setzen.

Aber auch sonst lassen sich aus der Betrachtung des Mechanischen, namentlich des Mechanismus der kosmischen Bewegungen, werthvolle Analogieen für eine ideale Weltanschauung gewinnen. Bekanntlich drehen sich die berühmten Kantischen Antinomieen um die Frage, ob das Universum ein Kontinuum sei, oder nicht. Kant läßt diese Frage offen. Es ist aber auf Grundlage der bisherigen wissenschaftlichen Empirie, von welcher Kant sehr wesentliche und gerade für die Entscheidung der streitigen Frage maßgebende Elemente unbekannt geblieben sind, z. B. das Gesetz der Erhaltung der Kraft, mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Kosmos ein absolutes Kontinuum ist, für welches einheitliche mechanische Gesetze gelten. Wenigstens muß gerade die materialistische Weltanschauung, will sie sich nicht ihrer logischen Grundlage berauben, diesen Satz anerkennen. Das Gesetz der Schwere, nach welchem sich zwei Körper im direkten Verhältniß ihrer Massen und im umgekehrten Verhältniß des Quadrats ihrer Entfernungen anziehen, ebenso das Gesetz der Erhaltung der Kraft, der Gesetzmäßigkeit im Verhältniß der Mischung der Atome &c. müssen also unter der Voraussetzung der Kontinuität des Alls für das ganze Universum Gültigkeit haben. Diese Annahme drängt uns mit Nothwendigkeit zu der Voraussetzung eines absoluten Centrums, von welchem aus alle Bewegung und damit alles Leben und alle Geschichte beschlossen ist. Daß die Sonne dieses Centrum *καθ᾽ ἐξοχήν* nicht ist, steht heute vollkommen fest.

(„Die Sonne selbst sammt ihren Kindern muß sich um größ're Sterne dreh'n". Gottfried Keller. Sonnenuntergang. Ged. pag. 37.) Mag das mechanische Centrum der Welt im Sternbild der Plejaden, im Orion-Nebel, oder wo immer gedacht werden, die Voraussetzung der Kontinuität des Alls fußt unbedingt auf einem absoluten Centrum.

Es hält schwer, sich dieses Centrum als eine nur durch ihr gewaltiges Quantum wirkende Kraft zu denken. Mit größerer Wahrscheinlichkeit könnte man wohl eine intensive Qualität als Centrum des Alls annehmen. Aber selbst wenn man die Centralität des Universums grobquantitativ auffaßt, muß man zugeben, daß es in dem gewaltigen Quantum, welches alle Bewegung im All bestimmt, nicht die excentrische Masse ist, welche jene Wirkungen ausübt, sondern in dem centralen Körper oder der centralen Kraft wieder nur das absolute Centrum, eine koncentrische Kraft, welche wir uns nicht anders, als nach Analogie des mathematischen Punktes denken können, d. h. als eine begriffliche, ideale, intelligible Einheit. In dieser, und nur in dieser, ist selbst nach rein mechanischer Auffassung das ganze Getriebe der kosmischen Bewegungen mit allen ihren Konponenten und Resultanten von Ewigkeit zu Ewigkeit beschlossen. Eine begriffliche, d. h. weder räumlich, noch zeitlich denkbare Einheit ist also unter der Voraussetzung der Kontinuität des Universums der Mittelpunkt und die treibende Kraft desselben.

Dieser Kraft, als der absoluten Causalität, die sich selbst setzt, kommen selbstverständlich alle Attribute des Absoluten zu, Immaterialität, Immortalität, Inkorruptibilität. Die christliche Vorstellung Gottes ist also auch die wissenschaftlich und sogar naturwissenschaftlich allein entsprechende. Im Mechanischen, welches als das Ursprüngliche auch das eigentlich Mystische ist, sind die Schlüssel zum Verständniß des Absoluten, wenn irgendwo, gegeben.

Es ist mir bisweilen, als ob sich mein Leben weniger in bewußten Reflexionen, als in Symbolen und unbewußten Dialogen vollzöge, Dialogen mit mir selbst oder mit einem unbekannten Anderen. So habe ich die verschiedenen philosophischen Systeme nicht etwa durchdacht und erlernt, um sie durch Denken und Lernen kritisch zu überwinden, sondern ich habe sie eines nach dem andern mit pathetischer Treue durchlebt. Dabei hatte ich aber stets das dunkle Bewußtsein, daß es sich eigentlich nur um Selbstgespräche in Form einer Art symbolischen Thuns handelte. So habe ich mit den Sozialisten ein Jahrzehnt lang kollektivistische

Philosophie gelebt, so lebe ich jetzt mit Proudhon, Bastiat, Stirner, Nietzsche und Herbert Spencer das individualistische System in seinen verschiedenen Stufen durch. Ich war hingebungsvoll und für die allgemeine Glückseligkeit ehrlich begeistert mit den Sozialisten, ich bin hochmüthig, selbstsüchtig und einsamkeitsliebend mit den Individualisten. Die Irrthümer der Systeme habe ich nie theoretisch entdeckt, sondern immer buchstäblich am eigenen Leibe erprobt, so daß ich nur der Erfahrung folgend z. B. von zwei antagonalen Systemen zur Synthese fortschritt. Ich finde, das ist zwar eine sehr gefährliche, aber in ihrer Gründlichkeit ziemlich zuverlässige Manier des Philosophirens.

Jesus Christus, welcher schon unzählige Dramendichter beschäftigt hat, ist meiner Ueberzeugung nach ein dramatisch absolut unverwendbarer Charakter, weil er des dramatischen Lebenselements der Schuld total entbehrt; es ist Bewegung, aber keine Entwicklung im Sinne des Tragischen im Charakter Christi.

Ich weiß nicht, wie es Andern geht; aber ich glaube einfach nicht, was mir die Leute über einen Menschen sagen. Ich will ihn selbst kennen lernen; an dem Maaßstab seiner Handlungen, welche ich selbst beobachten und möglichst individualisirend beurtheilen will, werde ich ihn zu messen suchen. Dabei habe ich noch immer die Bemerkung gemacht, daß die Guten nie so gut und die Schlechten nie so schlecht sind, wie sie in der Leute Mund erscheinen.

Bei der Beurtheilung des Erotischen in der Kunst wird alle Dummheit und Gemeinheit wie durch einen Zauber offenbar. Ich glaube, die Leidenschaft ist eigens dafür geschaffen, um auf die Mittelmäßigkeit und Dummheit anstößig und wutherregend zu wirken.

Der Friedensgedanke ist ästhetisch gänzlich unproduktiv. So lange der Friede nicht verlockender besungen wird, als es unsere modernen Friedens-Lyriker thun, will ich es lieber mit dem Kriege halten, welcher uns doch wenigstens großartige Dichtungen wie die Ilias und das Nibelungenlied geschenkt hat. Es haftet dieser ganzen Friedens-Agitation à la Bertha Suttner etwas Schwachmüthiges und Erkünsteltes an, was keine echte Freude daran aufkommen läßt.

Man hat dem Christenthum schon häufig Kunstfeindlichkeit und Vandalismus vorgeworfen. Nicht ganz mit Unrecht, dünkt mich. Sieht man von Dante's „Göttlicher Komödie“ ab, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß das Christenthum keine großen Kunstwerke geschaffen hat. (Die katholische Kunst ist übrigens nichts weniger als christlich!) Aber nicht nur hat das Christenthum keine großen Kunstwerke aus sich, d. h. aus der ihm innewohnenden Idee heraus, geboren, sondern es ist auch leicht nachzuweisen, daß es direkt kunstfeindlich gewirkt hat. Es ist dies eigentlich auch nur konsequent, da der Lebensnerv der Kunst, die Sinnlichkeit, vom Christenthum als sündhaft betrachtet wird. Und doch ist es nicht vorzugsweise das asketische Element im Christenthum, was kunstfeindlich wirkt, es ist vielmehr der demokratische Gedanke in demselben. Die Demokratie, sie mag sich drehen und wenden, wie sie will, ist der menschlichen Einzelgröße feind. Sie illustrirt diese Thatsache mit feiner Selbstironie u. A. dadurch, daß sie keine großen Männer erzeugt. Der kollektivistische Gedanke hat sich fast auf allen Gebieten des Geisteslebens als unfruchtbar erwiesen; die sozialistischen Politiker, Künstler und Philosophen sind flach oder lassen sich doch wenigstens an Tiefe bei Weitem nicht mit den Individualisten vergleichen. Es wäre ungerecht, wenn man die Personen dafür verantwortlich machen wollte, welche sich ja oft genug ehrlich plagen, um sich bemerkbar zu machen. Es liegt offenbar am System, welches für die Einzelgröße nicht nur nicht angelegt, sondern derselben sogar zuwider ist. Innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung läßt sich diese Thatsache z. B. mit vollendeter Klarheit an dem Schicksal aller solcher Persönlichkeiten beobachten, welche sich, dem Programm zum Trotz, Selbstständigkeit des Urtheils bewahren oder von Natur stark ausgeprägte Individualitäten sind. Diese werden mit absoluter Sicherheit, wenn sie sich nicht accomodiren, wie Georg von Vollmar, oder äußerst reservirt verhalten, wie Friedrich Engels, durch die Macht der organisirten Mittelmäßigkeit zerrieben und zermalmt.

Dasselbe gilt auch für die Kunst, was ja nur konsequent ist, da sie auf menschlicher Einzelgröße beruht und aus dieser allein hervorgeht. Die sozialdemokratische Partei hat ihren Vandalismus durch ihre Stellungnahme zur Kunst historisch unzweideutig dokumentirt. Sie stellt sich zwar äußerlich, um ihre prinzipielle Kunstfeindlichkeit zu larviren, auf den opportunistischen Standpunkt, daß sie die Kunst nur vorübergehend perhorreszirt und als Allotria erklärt, weil erstens die Magenfrage die wichtigere sei (als ob nicht gerade die Künstler im Hungern wahre

Virtuosen wären!) und weil zweitens die Kunst, wie aller Luxus — (es ist nämlich charakteristisch für die Sozialdemokratie, daß sie die Kunst überhaupt nur für einen Luxus hält) — Privateigenthum der Kapitalisten sei, was übrigens dazu notorisch unwahr ist. In Wirklichkeit ist aber die Sache die, daß die Demokratie gegen die Kunst, wie gegen alle menschliche Einzelgröße, eine wahre Wuth hat, die Wuth der Gemeinheit und Unfähigkeit, die Wuth des Pöbels gegen alles Feinere und Bevorzugte. Hätten die Diener der Kunst zu allen Zeiten den kläglich utilitären Standpunkt der Sozialdemokratie eingenommen, daß die Magenfrage die Hauptfrage sei, wir hätten überhaupt keine Kunst. Glücklicherweise denkt und fühlt aber der echte Künstler nicht sozialdemokratisch, sondern aristokratisch. Er hält das Maul, schafft und hungert, während die Vertreter des darbenden Proletariats es sich wohl sein lassen. — — à propos: Der Durchschnittsarbeiter steht in Deutschland notorisch günstiger da, als z. B. der Durchschnitts-Schriftsteller. — — Das ist also ein für alle Mal festzuhalten, daß die Demokratie die Kunst, wie Alles, was man nicht essen, trinken oder parlamentarisch verwerthen kann, für Allotria hält. Für Materialisten, Demokraten und Sozialdemokraten hat nur die Magenfrage reale Bedeutung, was ja auch begreiflich ist, da sie das Ideale nicht als eine reale Macht in sich verspüren. Das Zukunftsideal dieser guten Leute ist der satte und deswegen tugendhafte Mensch. Als wenn man nicht sehr satt und dabei doch ein elender Tropf und ein Rhinozeros sein könne! — Als wenn nicht auch unter reich beladenen Tischen die Lüge, die Gemeinheit, der Verrath und die Nichtswürdigkeit ihre Beine ausstrecken könnten! ! !

Charakteristisch für diese ganze Epoche der Demokratisirung des Geistes ist die Abnahme des Heroischen. Dem demokratischen Gedanken haftet etwas Passives, Schwächliches, Utilitäres, Gemeines an. Das Größte, was die ersten Christen und was die modernen Sozialisten von sich sagen, ist, daß sie so und so viel für ihre Sache *gelitten* haben. So kommt es z. B. alle Tage vor, daß sich die sozialdemokratischen Führer in Ermangelung von Argumenten auf die vielen Freiheitsstrafen berufen, welche sie schon verbüßen mußten. Höher, als das, was sie für die Partei *gethan*, steht das, was sie für sie *gelitten*.

Offiziell ist die Sozialdemokratie eine Kampfpartei, prinzipiell ist sie passiv-märtyrerisch. Deswegen blühte auch ihr Weizen so üppig während des Ausnahmegesetzes; deswegen sank ihr Barometer mit dem Nachlassen des äußeren Druckes. Zeige man mir einen sozialdemokratischen Heros!

Lassalle hatte etwas davon; aber das Heroische in ihm war aristokratisch, aristokratisch, wie der ganze Kerl.

Alles in der kollektivistischen Idee ist angelegt auf Unterdrückung des Heroischen und auf Züchtung des Heerdenmäßig=Feigen im Menschen. Daher das Lamentiren gegen den Krieg, daher der ewige Appell an den Helfer Staat, welcher die Starken doch in Gottes Namen im Zaum halten soll, daher die eifersüchtige Wuth gegen alle künstlerische Größe, daher das Lamentiren über den Mißbrauch der individuellen Freiheit, von welcher sie nichts als Freizügigkeit und Gewerbefreiheit gelten lassen möchten, obwohl doch gerade aus diesen Freiheiten die heutigen sozialen Uebelstände nicht zuletzt sich entwickelt haben, daher dieses bemitleidenswerthe Gethue und Gewäsche gegen die Stärkeren, Intelligenteren und Herrschenden. Daher dieser ohnmächtige Haß gegen das Imperatorische in der Menschen=Natur.

Prüfe man recht, was kunstfeindlich im Christenthum ist, das ist das demokratische Element in ihm. Alle sollen sein, wie die Schafe in einer Heerde. Eitel Liebe und Friede soll herrschen und die Starken mögen sich aus Liebe zum Gemeinwohl nur ruhig entmannen und ihre Kraft opfern der allgemeinen Glückseligkeit. Dafür will man sie denn auch in Gnaden dulden. — Anderenfalls scharfe Mandate gegen Alle, die was sind und die was können.

Durch das Christenthum ist das Heroische in der Menschennatur geknebelt worden, aber auch der Sinn und das Verständniß für dieses. Die hohe Verehrung vor dem Heldenhaften ist aber ein unzerstörbares Eigenthum unserer Natur, welches sich nicht ungestraft veräußern läßt. Das Demokratische im Christenthum, welches der historische Ausgangspunkt des Sozialismus ist, betrachte ich als die Todfeindin aller wahrhaften menschlichen Größe. Komme man mir nicht mit Christus! Christus ist ein staunenswerther Charakter, aber auch Er ist kein Heros. Wer die Welt besiegt durch Sanftmuth und Milde, der ist gewiß groß und klug und gut, aber er ist kein Held, dem wir uns jubelnd beugen, wie einem Hannibal, Caesar oder Friedrich dem Großen. Gehe man mir weg mit dem schlichten Heldenthum des Leidens — — der wahre Held leidet nicht, sondern handelt!! Passives Heldenthum gönnen wir den Weibern, der Heros aber ist ein Mann und handelt.

Die großen Kunstwerke stammen aus dem heroischen Zeitalter. Unsere Kunst bringt nichts mehr hervor, nicht nur, weil wir verlottert sind, sondern weil man uns künstlich die Achtung vor dem Heroischen

raubt, welches ist der lebendige Nerv der Kunst. Was das Christenthum begann, die Sozialdemokratie will es vollenden. Wir sollen zahme Heerdenthiere werden, welche aus Angst um das elende Leben und um das armselige Stückchen Brod preisgeben unser heiligstes Gut, was uns zu Göttern macht: unseren todverachtenden Muth und unsere Fähigkeit zu herrschen und zu beherrschen. Man will uns rauben den König und den Feldherrn im Menschen, damit wir alle Sklaven und also keiner für sich unfrei sei.

Wohl, ich bekenne mich zum Christenthum, aber ich streiche daraus die Demokratie und das erborgte Heldenthum des Leidens.

Es ist im Grunde genommen doch wohl ein ästhetisches Bedürfniß, das uns zu moralischer Vervollkommnung antreibt, der Drang nach harmonischer Ausgestaltung des Lebens, die Sehnsucht nach der vollendeten Schönheit, welche sich im Bilde sittlicher Reinheit verkörpert. Ich halte es für wahrscheinlich, daß sich hinter der ethischen Norm in geheimnißvoller Weise ein ästhetisches Grundgesetz verbirgt. Gott ist selbst ein großer Künstler und liebt die Kunst über Alles; wer sich mit Künstleraugen in die Welt vertieft, für den kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß das ganze Weltgeheimniß mit dem Räthsel der künstlerischen Produktion völlig identisch ist. (Zum Beispiel in Bezug auf die Unbarmherzigkeit den erschaffenen Gestalten gegenüber, welche man in schöpferischer Freude zuerst in's Leben ruft, um sie dann leiden und — wie im Drama — zuletzt untergehen zu lassen, wobei allerdings in der Kunst wie im Leben über den Untergang des Helden hinweg ein großer Gedanke triumphirt). Gestaltet Gott unser Leben, wie der Künstler sein Werk, was mir sehr glaubhaft erscheint, so ist anzunehmen, daß sein Interesse an uns mit der künstlerischen Freude an der Produktion zusammenfällt und mit dieser erlischt. Das hat für mich nichts Demüthigendes; es muß eine Freude sein, das bewußte Material in den Händen eines großen Künstlers darzustellen. Nun könnte man aber vielleicht die Frage aufwerfen, weshalb der große Weltkünstler denn eigentlich so gar viel unbedeutende Menschen schafft? Darauf zur Antwort: Muß es nicht auch im Kunstwerk, ich meine im Drama, Statisten- und Episoden-Rollen geben? —

Darum, wer hinter die Schliche des Ewigen (auch in kosmologischer Beziehung) kommen will, der studire nur sich selbst und beobachte sich — so gut es eben geht — im künstlerischen Schöpfungsakt. Das ist Rausch,

Freude, Liebe und Reinheit, — Reinheit bis zur vollendeten Verflüchtigung der Persönlichkeit. Welche Farbenpracht, welche sonnige Freude in der unvergleichlichen Kunst, mit welcher das höchste Wesen die Landschaft komponirt und von Moment zu Moment mit den großartigsten Licht- und Farbeneffekten zu stets wechselnder Schönheit gestaltet! Da steckt ganz offenbare Freude am Schönen drin; ich meine nicht die kontemplative Lust des Beschauenden, sondern der Freudenrausch des selbst Schaffenden. Nur in der Kunst und durch die Kunst begreife ich Gott. Ohne diese wäre ich wieder, was ich war: gottlos.

Ich kenne keinen zweiten Dichter, dem ich mich so geistesverwandt fühle, wie Percy Bysshe Shelley, nicht so sehr, was die Grundsätze betrifft, welche bei mir bei weitem nicht so aus tiefster Seele kollektivistisch sind, wie bei Shelley, als in Bezug auf das Wesen und den Charakter. Wenn ich in Biographieen Shelley's lese, so erscheint mir die pathetische Uebereinstimmung aller Wesenseigenthümlichkeiten beinahe lächerlich. Bis auf die Unordentlichkeit, welche mir fremd ist, habe ich fast alle Untugenden Shelley's und leide auch an den nämlichen Lebensschmerzen, welche hervorgehen aus einem sehr unglücklichen Gemisch hyperidealer, ja phantastischer Weltanschauung und dem Bedürfniß, dennoch in die Dinge praktisch einzugreifen. (Daher auch die sonderbare Mischung von Dichter und Politiker). Den Schmerz der Enttäuschung in Bezug auf die Menschen und der Verbitterung, hervorgegangen aus der vollkommenen Verkennung der innersten Natur und des sittlichen Wollens, hat Shelley nicht bitterer empfunden, als ich. Das Seltsamste aber ist bei uns Beiden die unerhörte Bewahrung eines durch und durch kindlichen Gemüthes trotz aller Mißhandlungen und Kränkungen. Ich glaube, daß dies auf ein starkes ursprüngliches Wohlwollen hindeutet, welches mehr ein Unglück, als ein Verdienst ist. — Wenn Shelley heute lebte, so wäre er unzweifelhaft Individualist.

Die Kunst hat nicht nur die Aufgabe, eine Wirklichkeit zu geben, sondern in der Wirklichkeit auch eine Wahrheit. Je mehr dieselbe eine Wahrheit im höheren Sinne ist, um so weniger fällt sie mit der Wirklichkeit vollkommen zusammen. Dem Naturalismus fehlt es nicht an Wirklichkeitssinn, sondern an dem Sinn für Wahrheit, welche die Seele der Kunst und des Lebens ist.

Wir haben allen Grund, die Prostituirten freundlich und milde zu behandeln; denn sie sind unser eigen Fleisch und Blut, nicht nur physiologisch betrachtet, sondern mehr noch in dem tieferen und bedeutungsvolleren Sinne der allgemeinen Schuld.

Was die sog. soziale Frage betrifft, so glaube ich nur noch an eine Lösung durch Wiedergeburt des Einzelnen. Was Fichte seiner Zeit in seinen Reden an die deutsche Nation schrieb, das gilt heute erst recht; denn die Nation ist innerlich verlotterter wie damals. („Besiegt sind wir — ob wir zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, das wird immer noch von uns abhängen. . . . Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen, es erhebt sich — so wir es wollen — der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters. Ob es jemals uns wieder wohlgehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn nicht jeder Einzelne von uns in seiner Weise thut und wirkt, als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.") Das Letztere ist völlig meine Meinung, angewendet auch auf unsere Zeit. Wie zur Zeit des großen Menschenfischers von Nazareth muß wieder an jeden Einzelnen der Ruf ergehen. Daß die Menschen durch Besserung der Verhältnisse besser werden, ist ein alter Wahn, der schon viel Blut gekostet hat und der in keiner Art von Erfahrung seine Bestätigung hat. Ranke hat, rein empirisch betrachtet, unzweifelhaft Recht, wenn er nur in intellektueller Beziehung einen Fortschritt der Menschheit gelten läßt. Je mehr die Einsicht wächst, desto gewaltiger wachsen auch die Schuld und die Verantwortlichkeit an. Der Appell an den Staat ist, wie ich heute fest glaube, eine entschiedene Albernheit, die ganze wirthschaftliche Reformbewegung ein Irrthum. Zur Besserung unserer zerfahrenen Verhältnisse bedarf es liebender, opferfreudiger Herzen, der Staat aber ist kalt, egoistisch und gefühllos, wie ein Stein. Er ist ja recht eigentlich die Abstraktion und Conkretion unseres eigenen Egoismus! Aus den Herzen muß der neue Frühling kommen, soll sich das Wort bewahren, daß an deutschem Wesen dermaleinst noch die Welt genesen werde. Die große Zeitkrankheit, an der wir leiden, ist der Irrwahn, daß wir unsere Lage mit Hülfe des Staates durch Reformen verbessern können.

Als ich vor Jahr und Tag in einem poetischen Nachruf an Gottfried Keller denselben mit Goethe verglich, wurde von mancher Seite Widerspruch erhoben. Karl Spitteler fand den Vergleich pedantisch, ein Einwurf, der mich allerdings etwas nachdenklich gestimmt hat und über den sich reden läßt. Andere Kritiker, z. B. die Baronin Isabella von Ungern-Sternberg, gaben mir dagegen Recht, mit dem Hinweis auf den Erfahrungsgrundsatz, daß man niemals etwas begriffen hat, was man nicht auch überschätzte. Es scheint mir nun zwar, daß sich der Vergleich Kellers mit Goethe auch aus anderen Gesichtspunkten vertheidigen ließe. So viel herbe Süßigkeit wie bei Keller hatten wir seit Goethe nicht, und im gewissen Sinne auch nicht soviel Kraft. Die Universalität ist gewiß eine phänomenale Erscheinung, aber sie spielt doch in das Gebiet des Wäg- und Meßbaren hinüber. Das eigentlich Künstlerische, d. h. die Vollendung im Einzelnen, hat nichts mit dem Umfang des Kunstgebietes zu thun. Höchste Kunst ist höchste Konzentration; diese aber läßt sich nur durch die Wirkung schätzen, nie jedoch mit dem pedantischen Metermaß kritizistischer Gelehrsamkeit messen. Wohl hat Meister Gottfried keine Dramen veröffentlicht*), seine Prosa ist mir aber lieber, wie die Goethe'sche, und das wird man mir wohl in Gottes Namen erlauben müssen.

Den Kritikern gegenüber, deren schwierige Stellung ich übrigens wohl zu würdigen weiß, habe ich stets eine große Ungelehrsamkeit zu behaupten gewußt. So verfalle ich denn, kaum daß ich mich von den letzten kritischen Rüffeln nothdürftig erholt habe, in den alten Fehler. Ich habe es hier mit Konrad Ferdinand Meyer, wenn auch zum Glück nicht mit einem poetischen Nachruf an denselben, zu thun. Und in Gottes Namen, ich weiß mir nicht zu helfen — wenn ich den Namen Konrad Ferdinand Meyer schreibe oder ausspreche, so muß ich wieder, wenn auch in etwas anderem Sinne, wie bei Keller, an Goethe denken! Will ich ihn gar mit irgend Jemandem vergleichen, so muß ich, ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, bei meiner Seele bis Goethe zurückgehen.

Wohl ist es wahr, daß Meyer nicht bei Goethe in die Schule gegangen ist, oder wenigstens keine entscheidenden Anregungen von ihm

*) Die von Professor Bächtold taktloser Weise in Szene gesetzte Aufführung des Trauerspiel-Fragments „Therese“ war ein entschiedener Mißerfolg.

empfangen hat, was sich bei Keller doch wohl nachweisen läßt, man denke nur an den „Grünen Heinrich," in welchem sich der Einfluß Goethe's meines Erachtens bisweilen sogar störend bemerkbar macht. Auch steht der helläugige Einsiedler von Kilchberg keineswegs im Banne des Hellenismus, welchem er vielleicht nur äußere architektonische Anregungen verdankt. Konrad Ferdinand Meyer ist mit dem Hellenismus, so gut wie mit dem Orientalismus, in seinem tiefsten Wesen fertig. Er hat das Griechentum in sich überwunden und ist auch über den Christianismus zur Tagesordnung übergegangen.

Dennoch muß ich ihn mit Goethe vergleichen. Ich könnte zur Rechtfertigung dieses Vergleiches auf die große Verwandtschaft aller starken Persönlichkeiten miteinander hinweisen. Das Geniale ist dem Absoluten nachgebildet und daher nur in sich kommensurabel. Wer hätte nicht schon bei Goethe an Napoleon gedacht? Oder bei Lessing an Luther? Wer hat nicht die instinktive Empfindung, daß sich das menschliche Wesen in seiner höchsten Vollendung einem Zustand nähert, der eine Differenzirung nach Form und Inhalt nicht mehr erträgt?

Erstens also ist Konrad Ferdinand Meyer darin Goethe ähnlich, daß er, wie dieser, ein genialer Mensch ist. Was ist aber Genialität? Doch wohl in erstem Betracht Originalität! Und originell ist Meyer. So originell, daß ich ihn nicht nur als eine besondere Persönlichkeit, sondern als den Ausgangspunkt einer neuen, noch nie dagewesenen, für unsere fernere Litteraturentwicklung wahrscheinlich entscheidenden Kunstgattung betrachten muß.

Ich erlaube mir die ketzerische Meinung, daß wir eine deutsche Kunst eigentlich gar nie besessen haben. Nicht einmal die Gothik ist deutsch, denn sie war niemals die nationale Kunst. Unsere Kunst war schon byzantinisch, sie hat schon gejüdelt und jüdelt immer noch, sie war russisch, italienisch, französisch — sie spielte in allen Farben und zerfloß doch immer wieder in das grämliche Aschgrau der Langeweile. Es scheint, daß die deutsche Phantasie bisher das Ziel verfolgt hat, die Kunst aller Völker in sich aufzunehmen, um sie dann zu zersetzen. Auch unsere Klassiker, man verzeihe mir die Sünde, sind undeutsch. Die langweiligsten von ihnen sind vielleicht noch die deutschesten! Nun, auch Meyer ist nicht deutsch!! Gott sei Dank, hätte ich beinahe gesagt. Aber er ist auch nicht international gemischt, er ist vor allem auch nicht französisch, obwohl er bei den Franzosen mehr noch als gute Manieren gelernt hat. Er ist, ich kann es nicht ohne freudigen Schauer niederschreiben, der Träger einer

noch nicht dagewesenen Kunst, welche zwar auch durch Mischung, aber durch eine überaus glückliche organische Mischung, zustande gekommen ist.

Konrad Ferdinand Meyer hat sich, wie wir alle, zuerst an den Klassikern, sagen wir an dem Gemisch von deutscher Romantik und griechischer Grazie, berauscht. Er hat in diesem Rausch vermuthlich eine ganze Menge Litteratur gemacht, groß genug, um zehn klassische Epigonen vom Style Julius Grosse's damit zu sättigen. Aber während die Epigonen der Epigonen das Bedürfniß fühlten, gedruckt zu werden, hat Meyer seine Manuskripte, Novellen, Gedichte, Dramen aus der dunkeln Epoche seiner scheinbaren Sterilität einfach ins Feuer geworfen. Ex ungue leonem! Daran allein wittere ich das seltenste Edelwild. Der zu solchem Verhalten erforderliche Grad von Selbstbeschränkung steht meines Erachtens in der Geschichte der Litteratur einzig da.

„Mich denkt es eines alten Traums. Es war in meiner dumpfen Zeit:" so beginnt das wunderbare Gedicht „Das begrabene Herz" in Meyers kürzlich in vierter Auflage erschienenen Gedichten, welche ich in allen freien Stunden mit immer wachsendem Entzücken lese. Also Meyer hatte eine „dumpfe Zeit;" er sagt es selbst, also wird es wohl so sein. Diese dumpfe Zeit war die Zeit der Knechtung seines höchst originellen, neuheitsdurstigen Geistes durch unsere traditionelle deutsche Klassiker-Größe, welche ich für ein nationales Unglück halte, namentlich in Rücksicht auf die Entwicklung der jungen Kunst. Wahr ist es, Goethe hat das Jahrhundert befruchtet, aber er hat es auch geknechtet. Er hat den Stempel seines Riesengeistes als ein erbarmungsloser Triumphator über eine erbärmliche Zeit zwei Generationen auf die Stirn gedrückt. Dieser Stempel ist zum Kainszeichen des Epigonentums geworden. Wir ringen mit seinem Geiste und vermögen ihn nicht zu besiegen. Er ist größer als alle seine Schüler. So ist das Genie in gewissem Sinne auch immer eine Kalamität.

Nun wohlan, Meyer hat einen erfolgreichen Versuch gemacht, diese Fesseln zu brechen! Was in ihm deutsch ist, das ist Goethe, Goethe in strahlendster Wiedergeburt: die Glätte, der vornehm stolpernde Gang, die Unbefangenheit, die Kühnheit, die gedrungene Festigkeit und vornehme Herbheit, die Verachtung aller nörgelnden Pedanterie und die kalte, klare Heiterkeit des beruhigten, olympischen Selbstbewußtseins: alles Goethe bis in die Fingerspitzen.

Und doch ist etwas in ihm, was ihn klafterhoch über das erfolgreiche Epigonen-Wesen hinaushebt: er ist nicht untergegangen im

Vorbild, er hat es sich nur zu Nutze gemacht. Unfähig, auf dem Boden des traditionellen deutschen Kunstthums, in dem wenig neutralen Lager der Goethe-Myrmidonen, die Entscheidungsschlacht des Geistes zu schlagen, ist Konrad Ferdinand Meyer hinausgezogen aus der „dumpfen Zeit“ der durch die Tradition gelähmten Kraft und hat seine Waffen sich geholt, wo sie zu finden waren: bei den künstlerisch unverwüstlichen, immer noch lebensfrischen Romanen.

Es giebt Kritiker, welche in Konrad Ferdinand Meyer nur einen gelehrigen Schüler der Franzosen glauben erkennen zu müssen. Nichts ist falscher wie diese Auffassung. Erstens dürfte es sehr schwer festzustellen sein, wem unser Dichter stärkere Anregung verdankt, den Franzosen oder den Italienern. Er selbst gesteht, daß Ariost und Molière ihn viel beschäftigt haben. Er gesteht aber auch, daß er nie so sehr, wie bei Betrachtung italienischer Kunstwerke, das Gefühl vollkommener künstlerischer Sättigung empfunden habe, ein Gefühl, wie es nur durch jene Harmonie erzeugt werden könne, in welcher auch das kleinste Theilchen auf den Effekt der Gesammtwirkung konspirirt. Es will mich in der That bedünken, als wenn die entscheidenden Anregungen, welche Meyer empfing, nicht so sehr von den Franzosen, als von den Italienern ausgegangen seien. Auch ist es nicht die moderne romanische Litteratur, an welcher Meyer vorzugsweise seine Studien gemacht hat. Er ist vom Naturalismus eben so weit entfernt wie vom klassischen Epigonenthum.

Aber es ist noch aus anderen Gründen falsch, Meyer nur als einen erfolgreichen Schüler der Franzosen zu betrachten. Er hat in die französische Schule, die er allerdings mit Ehren absolvirt hat, ungeheuer viel mitgebracht. Erstens die Tiefe der deutschen Phantasie, zweitens die vervollkommnete Technik unserer besten Klassiker und drittens und hauptsächlich sich selbst, seine merkwürdige, undefinirbare, flüchtige Originalität. Es war ein psychologisches Bedürfniß, das ihn zu den Romanen führte. Die Eigenthümlichkeit seiner Natur bedurfte zu ihrer erfolgreichen Entwicklung mit Nothwendigkeit des romanischen Elements. Die Vermischung ist daher eine durchaus organische. Deutsche Tiefe und welsche Eleganz*) mußten sich naturgemäß vermählen, um das Phänomen Konrad Ferdinand Meyer zu erzeugen. Ich stehe nicht an, diese Mischung

---

*) Zu vergleichen: mein Gedicht „An Conrad Ferdinand Meyer“, „Nebensonnen“, Seite 91 (E. Pierson's Verlag, Dresden).

als von größter providentieller Bedeutung zu bezeichnen. Wie den europäischen Völkern das politische Heil nur aus der Versöhnung der germanischen und romanischen Stämme erwachsen kann, so kann sich unsere Litteratur auch nur unter der Voraussetzung erfolgreich weiter entwickeln, daß die beiden Hauptströme des modernen Schriftthums dem Geiste nach in einen zusammenfließen. Dieses selten schöne Phänomen hat sich in Konrad Ferdinand Meyer vollzogen. Mag man seine „Balladen", seine „Romanzen und Bilder", „Huttens letzte Tage", „Engelberg", „Jürg Jenatsch", seine Novellen „Der Heilige", „Das Leiden eines Knaben", „Die Hochzeit des Mönchs", „Das Amulet", den „Schuß von der Kanzel", „Plautus im Nonnenkloster", „Gustav Adolfs Page", „Die Versuchung des Pescara", oder seine herrlichen Gedichte lesen, überall fühlt man sich seltsam angemuthet durch den Reiz des Neuen, welcher durch die Vereinigung des deutschen Gedankens mit der romanischen Komposition erzeugt wird.

Es giebt kurzsichtige Kritiker, welche in der Inklination Meyer's zum Historischen einen Mangel oder eine Schwäche entdecken wollen. Es ist wahr, Meyer bevorzugt den historischen Stoff. Er liebt es, zwischen sich und den Stoff den bläulichen Nebelschleier des Vergangenen zu breiten. Aber ist es nicht gerade diese räthselhafte Luft-Perspektive, die seinen Werken den eigenthümlichen Reiz gedämpfter Wahrheit und Schönheit verleiht? Schaue man doch nur genauer zu: all der historische Stoff, den Meyer behandelt, ist ja durchtränkt von modernem Leben. Ist nicht in der „Versuchung des Pescara" das Schicksal Kaiser Friedrichs genial geschaut, jenes heldenhaften Mannes, welcher, ein zweiter Pescara, die Schlange Ehrgeiz besiegte, gravitätisch die Spangen seines Purpurs mit eigenen Händen löste, um friedlich auszuruhen als ein müder Schnitter auf den Garben seines Lebens! Pulsirt nicht in allen Gestalten Meyers das frische, warme Leben der Gegenwart, diskret gedämpft durch den Schleier der Geschichte! Ja, diese Meyer'sche Diskretion! Ein Künstler von genialer Beobachtungsgabe, von beinahe unheimlicher Menschenkenntniß, verschmäht er es doch, auf dem Jahrmarkt des modernen Lebens als Käufer oder Verkäufer zu erscheinen. Er erscheint auf dem Markt, aber nur als Beschauer. Er betrachtet es als schamlos, die Gegenwart in der Weise der Naturalisten zu entkleiden; er kennt sie — o nur zugut! — und bietet sie aus Wohlwollen und künstlerischer Diskretion nicht in ihrer abschreckenden Nacktheit, sondern im historischen Kostüm. In diesem Sinne sind alle seine Dichtungen tiefsinnige Symbole. — — —

Selbst sehr jugendlich und idealistisch empfindend (ich bin der Ueberzeugung, daß ich in weißen Haaren kein Anderer sein werde!), ergreift mich nichts so sehr und nimmt mich nichts so sehr gefangen, als der große Glaube der Jugend an das Gute in der Menschen-Natur, als ihr Vertrauen, ihre Begeisterungsfähigkeit, ihre impulsive Herzensgüte. Oft belächelt von der schulmeisterlichen Pedanterie, welche größere „Erfahrung" zu besitzen vorgiebt, weil sie den Glauben an das Gute verloren hat, ist der Idealismus der Jugend tiefer begründet, als alle praktische Erfahrung, weil er eine unmittelbare Erscheinungsweise des Göttlichen und ein ursprüngliches, geheimnißvoll offenbartes Besitzthum des Geistes ist. Der Idealismus der Jugend ist die tiefste Lebenserfahrung a priori.

An der Jugend ist es deutlich zu sehen, daß wir Menschen ein verfehlter Anlauf der Natur zum Geiste sind. Betrachten wir die Jugend mit ihrer Schönheit, ihrem Idealismus, ihrer Reinheit und Selbstlosigkeit, so müssen wir sie beinahe für eine Art höherer Race halten. Ueber alle Beschreibung traurig ist es aber, zu sehen, wie die rührende Bemühung der Natur, ein Idealwesen zu erzeugen, an der Sprödigkeit der Materie scheitert. Aus den holden Jungfrauen und für alles Gute und Schöne begeisterten Jünglingen werden — ach wie bald! — nüchterne, reizlose, gewöhnliche Frauen und auf den oberflächlichen Erfolg krankhaft erpichte Männer. Treten wir dann in das Alter, wo wir glauben Einsicht und Festigkeit genug erlangt zu haben, um uns an das Größte heranzuwagen, was nie auf dem Gebiet der Berufsbildung, sondern nur im allgemein Menschlichen zu suchen ist, so fällt der Vorhang und die Lichter werden ausgelöscht. Das Phänomen der schnellen Rückbildung des Schmelzes der Jugend und des ebenso schnellen Versagens der Arbeitskraft, wo man glaubt erst anfangen zu sollen, läßt einen tiefen Blick in die Werkstatt des Ewigen thun, wo so wenig als Rom Alles in einem Tage erbaut wird. Wir sind doch nur das Material des Prozesses der Entwicklung der Natur zum Geiste. Sind wir also auch nicht die Erfüllung des letzten Zweckes, so erscheinen wir doch dadurch ehrwürdig, daß wir ihm irgendwie dienstbar sind. Die Baumkronen faulen ab, aber aus den gemeinsamen Wurzeln erheben sich neue Schößlinge. Und da mag es wohl besser glücken. Muß denn überhaupt das letzte Ziel gerade auf diesem Planeten erreicht werden? So gut als alles Leben auf der Erde eine Art kosmischer Kolonie ist, ebenso gut kann das, was hier, aus unbekannten Quellen des Ewigen geboren, begonnen und nicht erfüllt

wurde, auf anderen Sternen herrlich in Erfüllung gehen. Die Unsterblichkeit des Lebens ist die sicherste Thatsache der empirischen Wissenschaften, und so wehmüthig unser Erdenschicksal auch ist, es liegt doch eine erhabene Poesie darin; bange machen gilt nicht und Gott wird Alles zum Besten lenken. Amen.

Allerheiligen, 1. November 1892.

Nach wie vor bin ich der Sache der Armen und Unterdrückten, vor Allem also auch der Lohnarbeiter, von ganzem Herzen ergeben. Nur mit dem Atheismus und Materialismus, welche zum unberechenbaren Schaden der Sache in die Bewegung hineingeschmuggelt worden sind, kann ich mich nicht mehr befreunden. Auch sträubt sich der Poet und Philosoph in mir dagegen, einen Klassenstandpunkt zu vertreten, und ein solcher ist, trotz aller schönrednerischen Floskeln, der Standpunkt der Sozialdemokratie. Ich kann mich mit der Arbeiterbewegung nur in so weit einverstanden erklären, als sie den Zug zum allgemein Menschlichen hat. In wie weit dies nun der Fall ist, darüber hat mich eine mehr als zwölfjährige praktische Antheilnahme an der Bewegung belehrt. Ich will mich hier nicht lange damit aufhalten, daß schon der Materialismus und Atheismus, welche der Arbeiterbewegung künstlich aufgepfropft worden sind und in der berechtigten Kirchenfeindlichkeit der Arbeiter einen nur allzu guten Nährboden gefunden haben, dem rein menschlichen Bewußtsein auf das Tiefste widerstreiten; ich will auch nicht über Gebühr dabei verweilen, daß die Uebertragung der einseitigen mechanischen Geschichtsauffassung eines Karl Marx auf die Arbeiterbewegung ihr den sittlichen Adel geraubt hat, der ihr von Natur innewohnt; ich will vielmehr darauf das Hauptgewicht legen, daß es meinem Gewissen widerstrebt, einer Bewegung meinen Arm zu leihen, welche mit vollem Bewußtsein den Klassengegensatz verschärft und die Herrschaft einer einzelnen Klasse anstrebt. Nun betrachten die Sozialdemokraten zwar selbst die von ihnen angestrebte Hegemonie der Arbeiterklasse als ein bloßes Durchgangsstadium zum Siege der reinen Menschlichkeit; aber ich traue dem Ernste dieser Auffassung so wenig, als den humanitären Phrasen der in der Revolution gegen den Feudalismus siegreichen Bourgeoisie zu trauen war. Der Sieg einer Klasse hat, historisch betrachtet, der Sache der reinen Menschlichkeit noch immer geschadet; denn Klassenmacht wie Einzelmacht ist eine furchtbare Verführung zum Mißbrauch. Der Bildungs=

grad und der humane Sinn der Arbeiter als Klasse gewähren zu Alledem heute noch weniger Garantie für einen weisen Gebrauch der Macht, als sie seiner Zeit vom Bürgerthum geboten wurde. Rastlos arbeitet eine ihrer Verantwortlichkeit offenbar nicht bewußte Führerschaft an der Demoralisirung der Arbeiterbewegung. Während dieselbe ursprünglich zweifelsohne aus sittlichen Motiven hervorgegangen ist und ihre Kraft dem ethischen Bedürfniß nach innerlicher Freiheit zu verdanken hat, ist es einer rastlos wirkenden Demagogie allmälig gelungen, die ganze stolze Geistesbewegung zu einer bloßen Magenfrage herabzuwürdigen. Bei manchen der Führer mag ja vielleicht auch eine ehrliche Skepsis in Bezug auf den Werth der Menschen-Natur mitwirken, welche ihrer Meinung nach jenes idealen Schwunges, der der Träger alles Großen ist, nicht fähig ist. Die mechanistische Weltanschauung hat ja nicht nur die Welt entgöttert, sondern auch die Menschheit entadelt, oder doch des Glaubens an ihren Adel beraubt. Ich bin in dieser Beziehung sehr viel optimistischer; ich habe Vertrauen zur sittlichen Spannkraft und Ausdauer der Menschheit, namentlich auch der Arbeiterschaft. Das sittliche Bewußtsein, das allein der Bewegung Kraft verleiht, ist nicht erloschen, es ist nur eingeschläfert worden und wird zu seiner Zeit herrlich erwachen. Das wird aber keine gute Stunde für das demagogische Führerthum sein, das seinen ungeheuren Einfluß nur dem Appell an die gemeinen Instinkte verdankt. Jawohl, mit Jubel bekenne ich es, daß ich an den gewaltigen sittlichen Fond der Arbeiterschaft glaube! Dieser Fond wird früher oder später bewirken, daß die unterdrückten Volksklassen die Parole vom satten Magen, die das Feldgeschrei der Gemeinheit ist, durch eine andere Parole ersetzen werden. Diese aber wird ausgehen vom unerschöpflichen Urquell alles menschlichen Fortschritts: vom sittlichen und religiösen Bewußtsein und vom unerschütterlichen Glauben an eine göttliche Weltordnung.

In diesem Sinne stehe ich noch heute treu zur Arbeitersache und bin gern bereit, wenn es einmal nöthig sein sollte, Gut und Blut für sie zu opfern.

Es ist sehr schwer, vornehm zu bleiben, wenn die harte Nothwendigkeit des Erwerbes einen fortwährend auf die Straße und unter den Pöbel treibt, welcher laut frohlockt, wenn es ihm gelingt, eine edle Natur von ihrem Piedestal hinunterzuzerren. Der Kampf mit

diesen dunkeln Gewalten hat mir fast noch mehr Anstrengung und Herzweh verursacht, wie das Ringen nach künstlerischer Vollendung, welches, wie ich zuversichtlich hoffe, im Verhältniß zu meiner natürlichen Anlage und zu den höchst ungünstigen Bedingungen meiner Entwicklung von den Einsichten als achtbar bezeichnet werden wird. An meinem eigenen Schicksal erfahre ich überzeugend, daß man mit dem Urtheil über Künstlerpersönlichkeiten nicht zurückhaltend genug sein kann. Ein Jahrgehalt, ein zufälliger Erfolg, ein paar hundert Franken Schulden mehr oder weniger, entscheiden oft über den Gang einer Entwicklung. Tiefe Rührung und Ehrfurcht vor der menschlichen Natur erfaßen mich, wenn ich sehe, wie dann und wann eine kräftige und elastische Natur aller Miserabilität des Lebens und der Schadenfreude des Philisterthums zum Trotz sich wenigstens die verhältnißmäßige Achtung der Edlen und Einsichtigen erzwingt. Was das für einen Titanenkampf kostet, davon ahnen natürlich die Glückskinder nichts, die nur mit dem Facit, nicht aber mit den Componenten eines Lebens rechnen. Die Nachwelt pflegt darin meistens etwas gerechter zu sein, wenn nicht, wie bei Heinrich Leuthold, das überlieferte Charakterbild durch die Professoren oder sonstigen „Autoritäten" bis zur Unkenntlichkeit verzerrt ist. Schon Keller sagte mir einmal in seinen gesunden Tagen: „Nichts geht doch über einen Schulmeister, wenn er in seinem Safte steht. Gott schütze einen vor den Professoren und . . . . ." Namentlich ist die von den Humanisten überkommene Mode der Litterar-Historiographen widerlich, wie in Alles, so auch in die Unterhosen ihrer Opfer mit der Fackel des Wissens hineinzuleuchten. Es gereicht diesen Pygmäen augenscheinlich zur höchsten Genugthuung, daß die Großen, wenn auch sonst ihnen so unähnlich, als irgend möglich, so doch in den niederen Funktionen des Lebens (Verdauung, Fortpflanzung 2c) ihnen verwandt sind. — „Ach, wie herrlich, abgesehen von seinem Geist ist ja N. N. just so ein Schwein wie wir!" — Das ist ungefähr der Ideengang, den diese Biographen und Todtengräber des Bedeutenden mit Behagen ausspinnen. Ich rathe Denen, die etwas können, an, sich schon bei Lebzeiten jener Schnüffler zu erwehren. Wenn sie dann später räsonniren, so weiß man wenigstens, weshalb, und wird nicht in den Irrthum verfallen, an ihre Ehrlichkeit zu glauben. Es giebt ja noch immer so naive Seelen! —

Friedrich Nietzsche ist ein begabter Dichter und Denker, als letzterer aber doch nur ein Dilettant. Seine philosophische Unbildung und Oberflächlichkeit verräth sich ganz besonders auffallend überall da, wo er auf Gott zu sprechen kommt. Seine Theologie, welche sich u. A. durch einen starken Mangel an Kenntniß der historischen Entwicklung der Begriffe auszeichnet, erscheint oft so flach, daß sie an die abgedroschenen Paradephrasen der materialistischen Handelsreisenden erinnert. Sogar der „Zarathustra“ wimmelt von religionsphilosophischen Plattituden, obwohl gerade dieses Buch, weil es künstlerisch gedacht ist, sich hoch über die moralphilosophischen Abhandlungen Nietzsche's erhebt. Diese, genial-aphoristisch in ihrer Form, sind philosophisch betrachtet purer Dilettantismus. Dazu kommt, daß der ethische Nihilismus Nietzsche's, weit davon entfernt, neu zu sein, sogar ein bewährtes Alter hat, und sich bis in die antike Philosophie hinein verfolgen läßt. An Tiefe und Wissenschaftlichkeit hinter Max Stirner weit zurückstehend, erreicht er ihn auch in formaler Beziehung nicht. Stirner's absoluter Individualismus, paradox und unhaltbar wie er in seinen letzten Konsequenzen ist, legt doch ein glänzendes Zeugniß von der philosophischen Schulung seines Autors ab und ist historisch betrachtet immerhin ein werthvolles Zwischenglied in der Entwicklungsreihe der subjektiv idealistischen Weltanschauung, welche in Kant zwar ihre höchste Blüthe, aber in Stirner doch ihre äußerste Konsequenz und damit ihre dialektische Widerlegung gezeitigt hat. Nietzsche fußt als Philosoph ganz und gar auf Stirner, ist aber nicht aufrichtig genug, dies ausdrücklich anzuerkennen. Er hat aber Stirner vielfach auch schlecht verstanden, weil er ihn oberflächlich, d. h. losgelöst vom historischen Zusammenhange, studirt hat.

Obwohl selbst Individualist in Bezug auf alle feineren, d. h. nicht grob materiellen Fragen des Lebens, stelle ich mich dennoch strikt in Widerspruch zu Nietzsche, erstens weil sein Atheismus äußerst flach und unphilosophisch und zweitens weil sein Individualismus ein Pseudo-individualismus ist. Es ist vielleicht das größte philosophische Mißverständniß unserer Zeit, Nietzsche für einen ehrlichen Verfechter des Rechtes der Persönlichkeit zu halten. In Wirklichkeit durch und durch Bourgeois, predigt er nicht das Recht der durch ihre Sittlichkeit starken Persönlichkeit, sondern ganz einfach dasjenige der jeweiligen mechanischen Gewalt, welche ihm schlechthin identisch ist mit dem Siege der Individualität, obwohl die Weltgeschichte auf jeder Seite beinahe das Gegentheil lehrt. So erscheint denn Nietzsche, weit entfernt von dem absoluten Individualis-

mus Stirner's, der wenigstens logisch durchdacht ist, als der Moralist der gerade herrschenden Klasse, oder vielmehr derjenigen, die sich für die herrschende hält, was zwei sehr verschiedene Dinge sind. Der Nietzscheanismus ist nur ein versteckter Possibilismus. Stellt man die Frage: cui prodest? und beobachtet man aufmerksam, welche Kreise in der Nietzsche'schen Moralphilosophie ihre eigene ethische Denkweise wiedererkennen, so darf man in der That sagen, daß die Ethik Nietzsche's der getreue Ausdruck des moralischen Bankerotts des Bürgerthums ist, eines Bankerotts, den sie, indem sie ihn wissenschaftlich zu verklären und zu rechtfertigen sucht, in Wahrheit nur offen deklarirt. Und das ist am Ende auch ein Verdienst!

Es ist nicht wahr, daß der Individualismus mit Nothwendigkeit zum Atheismus führen oder mit ihm gepaart sein müsse. Im Gegentheil! Der Atheismus wurzelt in den demokratischen Instinkten, die allem Erhabenen feindlich sind, und in der Entwürdigung desselben den Triumpf des Gemeinen (communis) und Mittelmäßigen feiern. Der Theismus ist dagegen eine vornehme Weltanschauung; denn wie er in dem Glauben an die absolute Persönlichkeit als Weltprincip wurzelt, so betont er auch in seiner höchsten Entwicklung mit durchdringender Schärfe den unzerstörbaren Werth und das unveräußerliche Recht des Einzelwesens. Ist man zur Annahme berechtigt, daß sich die theistische Weltanschauung im Christenthum gipfelt, so darf man auch sagen, daß sich der mächtige, durch demokratische Oberströmungen gehemmte individualistische Zug in demselben philosophisch aus dem Grundprinzip des Theismus ableiten läßt. In der Person Christi rangen zwei Welten miteinander. Ist der Gedanke der Gotteskindschaft einerseits ganz demokratisch, so erscheint andererseits in dem ins Uebermenschliche gesteigerten Selbstbewußtsein Christi und in der Kraftfülle seines Glaubens an die messianische Mission ein aristokratischer Zug unverkennbar. Aber selbst der demokratische Zug im Wesen Christi, der in der Entwicklung des Christenthums bis auf unsere Zeit zu schlimmen Verzerrungen des Grundgedankens geführt hat, läßt sich unschwer aus dem Stolz der Seele des Gottessohnes ableiten, die nach Gerechtigkeit schrie, weil sie sich selbst in der Masse geschändet sah. Es kommt nicht gerade selten vor, daß sich aristokratische Naturen der Sache der Allgemeinheit opfern, aber meist auch mit derselben schmerzlichen Erfahrung, die in den Worten des Erlösers am Kreuz ihren erschütternden und für alle Zeiten prototypischen Ausdruck gefunden hat.

Der Gleichheitsgedanke entspringt zwar den edelsten Naturen, aber er wirkt nicht auf alle und nicht in allen Naturen veredelnd. Im Munde des modernen Demagogen wirkt er anders, als im Munde Christi.

Ich nenne es in doppelter Beziehung eine Thorheit, Perlen vor die Säue zu werfen. Erstens ist es eine Entwürdigung der Perlen und des Perlenbesitzers und zweitens auch — eine große Ungerechtigkeit gegen die Schweine, welche davon nicht fett werden.

Man hat mir wiederholt meinen Gesinnungswechsel vorgehalten. Mit Unrecht. Mein Herz schlägt nach wie vor auf der — linken Seite. Aber von der berufsmäßigen Agitation und ihren Söldnern mag ich nichts mehr wissen. Diese letzteren sind nach meiner Beobachtung und Erfahrung so ziemlich die unvornehmsten Menschen der Welt: herrschsüchtig, streberhaft, gemein und verlogen. Das schließt natürlich nicht unbedingt aus, daß sie Gutes wirken können. Auch ist es eine interessante psychologische Thatsache, daß die Masse gewöhnlich gerade solchen Personen ihr Vertrauen schenkt. Der vornehme Mensch ist dem Volk unsympathisch und erweckt sein Mißtrauen, was auch ganz in der Ordnung ist.

Von allen langweiligen Menschen sind mir die ewig räsonnirenden Glückseligkeits-Männer die unausstehlichsten. Während sie sich den Anschein geben, als wenn sie ganz und gar aufgingen in das allgemeine Wohl, ein Schein, welcher immer als verdächtig zu betrachten ist, sind sie in Wirklichkeit faul, eitel, auf das Aeußerste selbstsüchtig, zänkisch, ungeberdig und voll Rachsucht und Bosheit. Jeder von ihnen hat ein besonderes Universal-Mittel, um die Menschen glücklich zu machen, dessen Anwendung er mit gebieterischer Rechthaberei fordert: der Eine verlangt, daß man sich nur von Körnern nähre, der Andere, daß man bestimmte Abwaschungen mache, der Dritte, daß man sich in alterthümliche Gewänder kleide, und Alle versprechen davon die Besserung und Heilung aller Uebel. Daß man aber nicht lügen und heucheln solle, das sagt keiner, weil sie ja sonst alle zusammen das Maul halten müßten. Ich bin ganz müde von diesen Glückseligkeitsanmaßungen und Erlösungsfrechheiten unserer modernen kollektivistischen Pfaffheit, welche die orthodoxeste, ungeduldigste und blutgierigste ist, die je existirt hat. —

Ein Erlösungsprogramm, welches nicht von der Liebe und Duldung ausgeht und in dieser gipfelt, ist trotz der herrlichsten Statistiken der reine Dunst. Das gilt auch für die Abstinenz-Theorie, wie überhaupt für alle Theorieen, welche die Menschen von außen her gut und glücklich machen sollen. Alles das ist wohl zum Theil sehr nothwendig, das nothwendigste aber ist ein reines, harmloses und freundliches Herz, welches niemandem übel will. Wo dieses fehlt, da kann auch ein musterhafter hygieinischer Lebenswandel nichts fruchten. Wie gesagt, von innen heraus muß es Frühling werden, Gottes Kraft muß uns durch Gnade werden, dann haben wir Alles in Allem. Dazu bedarf es aber eines guten Willens und offener Thore für das Licht, das von oben kommt. Und die feinste Tugend unserer Zeit ist vielleicht die liebende Geduld!

Es ist für das ethische Problem sehr bezeichnend, daß das Böse in seiner höchsten Entwicklung niemals erbärmlich erscheint. In fast allen Religionen wird das Verhältniß Gottes zum Bösen als eine Art Coordination aufgefaßt. Das steigert sich in dem Pakt Gottes mit dem Satan zum Zweck der Prüfung Hiobs, welches Motiv Goethe in seinen Faust hinübergenommen hat, beinahe zur Collegialität. — In der That, im ethischen Prozeß sind sich die Gegensätze logisch gleichwerthig, wenigstens in Bezug auf ihre Unentbehrlichkeit für diesen.

Es ist fast nichts von mir geschaffen worden, was die Stümper nicht nachzuahmen getrachtet hätten. Aber während sie mich plündern wie die Raben, werde ich immer reicher. Und wenn sie glauben mich kapp und kahl geplündert zu haben, wenn sie meinen, es sei nun wirklich nichts mehr aus mir herauszupressen, so werfe ich einfach eine Hand voll Staub in das Licht, und eine n e u e farbige Welt entsteht aus dem „Nichts."

Ex nihilo nihil fit: Der Satz gilt nur für das Mechanische und ist auch für dieses nicht einmal absolut nachgewiesen. Das Wesen des Geistigen, des Schöpferischen, ist aber gerade, daß aus Nichts etwas wird. Jeder Schöpfungsakt ist eine Durchbrechung der sog. mechanischen Gesetze: ex nihilo aliquid fit! Daß Gott die Welt aus „nichts", d. h. aus nichts Anderem, als aus seinem Geist, geschaffen haben mag, das kann jede Künstler-Natur unmittelbar verstehen, wenn auch vielleicht nicht erklären.

Welche sittliche Entrüstung über den Panama-Skandal in Deutschland! Nur keine Uebereilung, ihr Herren!! Diese Kanal-Geschichte wird Frankreich noch zum Segen gereichen. Denn während die Schweinerei jenseits des Rheines kanalisirt und abgeleitet wird, und das zwar mit einem wahren Abdecker-Humor! —, durchdringt sie diesseits des Rheines das ganze Erdreich und wird nicht einmal mehr gerochen. —

Es giebt für ein Weib nur einen „Fehltritt“ in meinen Augen: Das ist, sich ohne Liebe einem Manne hinzugeben. Sich aus Liebe und Leidenschaft hingeben, ist einfach Natur und als solche jenseits von gut und böse. Das Wort „Fehltritt“ in dem bekannten Sinne ist also eine konventionelle Gedankenlosigkeit. Wie kann man jemals fehl treten, wenn man auf den Bahnen der geheiligten Natur wandelt, welche die Wege Gottes sind? Nur Diejenigen treten fehl und gehen in die Irre, welche von diesen Bahnen abweichen. In diesem Sinne ist unsere konventionelle Moral ein General-Fehltritt der gesammten Menschheit.

Platen bildet für den Litterarhistoriker einen der schwierigsten, aber auch der dankbarsten Stoffe. Es ist bemerkenswerth, daß er zu den wenigen deutschen Dichtern der klassischen Epoche gehört, über die noch sehr viel, möglicher Weise sogar erst noch das entscheidende Wort zu sagen ist. Es giebt nämlich keinen schlechter verstandenen deutschen Dichter, als Platen; es knüpfen sich an keinen der Großen so viele und so gänzlich unbegründete litterarische Vorurtheile. Denn während er in der That das grandiose Schauspiel einer durch die reine Form durch und durch gebändigten gewaltigen Leidenschaft gewährt, hält ihn der deutsche litterarische Bildungspöbel zumeist für einen kalten, berechnenden Formalisten. Nichts ist falscher als dies; denn wenn auch zuzugeben ist, daß Platen viel unmittelbare Kraft der Formschönheit geopfert hat, so muß doch auf der anderen Seite bei unbefangener Prüfung zugestanden werden, daß selbst seine vorzugsweise formal hervorragenden Dichtungen von verhaltener Gluth durchlodert sind. Er erscheint zuweilen kalt; das ist wahr. Diese Erscheinung theilt er aber auch mit frappirtem Champagner, dessen Kälte nur die in ihm verborgene Gluth larvirt. Die Platen-Litteratur, der gegenüber man eine große kritische Zurückhaltung zu beobachten guten Grund hat, steht fast ausnahmslos im Banne einer bornirten litterarischen Tradition, deren Ursprünge sich weit, sehr weit zurückverfolgen lassen,

ich glaube, bis in die klassische Epoche selbst. — In meiner früheren Jugend hat Platen mächtig auf mich gewirkt; aber auch heute noch fühle ich mich nicht frei von seinem Einfluß. Daß Platen nicht populär ist, liegt ganz allein an der Pöbelhaftigkeit des deutschen Geschmacks, der das Aristokratische in Kunst und Leben nicht ertragen kann.

Jeder anständige Mensch achtet die Ueberzeugung des Anderen; denn die Ueberzeugung ist nichts Willkürliches, sondern ein moralischer Zwang, dem freudig und bedingungslos sich zu unterwerfen gerade das Kennzeichen des feineren Menschen ist. Die Ueberzeugung als solche ist weder achtbar, noch verächtlich, wenn sie auch entweder begründet oder irrig sein kann. Sie ist vielmehr an sich ethisch indifferent und erinnert sowohl in ihrer Unfehlbarkeit, als in ihrer Unverantwortlichkeit in gewissem Sinne an das mechanische Fatum. Eine Ueberzeugung zu haben, ist weder ein Verdienst, noch ist es schändlich. (Achtbar ist nur die Ueberzeugungs**treue**, worunter aber beileibe nicht das zähe Festhalten an dem als Irrthum Erkannten zu verstehen ist.) — Es ist daher ein Merkmal der Rohheit und plebejischen Gesinnung, einen Anderen wegen seiner Ueberzeugung zu verachten, zu hassen und zu verfolgen.

8. II. 93.

Der Kultus der Arbeiterhand ist nur der Ausdruck eines demagogischen Vorurtheils. Denn daß der Träger einer schwieligen Hand ein relativ fauler und der Besitzer einer feinen, aristokratischen Hand ein überaus fleißiger Mensch sein kann, das kann ich alle Tage beobachten. Die Spuren der nervenzerrüttenden Kopfarbeit sind eben nicht an den Händen und überhaupt nicht anatomisch wahrnehmbar. Daher das gedankenlose Vorurtheil der Sozialdemokraten, sich allein als „arbeitende Klasse" zu betrachten. Ich habe feine Hände und bin gewiß sehr viel fleißiger, als sieben Achtel der schwielhändigen Arbeiter! Diese ganze Vergötterung der Arbeitshand ist in Wahrheit nicht von den Arbeitern, sondern von den faullenzenden Demagogen aufgebracht worden, welche den Arbeitern gern auf die gröblichste Weise schmeicheln. — Es ist ja richtig, daß die Besitzer feiner weißer Hände sehr häufig nicht nur körperliche, sondern jede Arbeit verschmähen. Man darf da nur nicht unbedingt generalisiren, weil man sonst der großen Anzahl fleißiger Geistesarbeiter, die keine Schwielen an den Händen haben, zu nahe tritt. Das Organ des Handarbeiters ist die Hand; es liegt in der Natur der Sache, daß die Spuren

der Arbeit beim Handarbeiter äußerlich sichtbar sind. Das Organ des Geistesarbeiters ist das Gehirn, ein sehr viel feineres, empfindlicheres und höher entwickeltes Organ. Da dieses Organ unter der Schädeldecke verborgen ist, so sieht man die Verwüstungen nicht, welche die anhaltende Geistesarbeit in ihm verursacht. Aber nicht nur die Hände, auch der Ausdruck des Gesichts legt Zeugniß ab von der Arbeit! — Der demagogische Kultus, den die Berufspolitiker sozialdemokratischer Farbe mit der „heiligen Arbeitshand" treiben, gab Anlaß zu diesen Bemerkungen, die keine Geringschätzung der körperlichen Arbeit in sich schließen.

Es ist schon viel darüber gestritten worden, ob den Träumen Wirklichkeit zukomme, oder nicht. Die Naturwissenschaft giebt auf diese Frage keine befriedigende Antwort, da sie von dem Vorurtheil ausgeht, daß das Traumleben nur physiologisch bedingt sei und als eine bloße Müdigkeitserscheinung die Wirklichkeit gewissermaßen nur als verblasste Erinnerung, als Remanenz der wachen Sinneswahrnehmung, wiederspiegele. Meine Selbstbeobachtung bestätigt diese Hypothese, die viel zu simpel ist, um wahr sein zu können, nicht. Mir scheint es sogar, als wenn dem Traumleben eine erhöhte Wirklichkeit zukomme. Die Dinge mit ihren Farben, charakteristischen Merkmalen und Umrissen erscheinen mir in einigen Träumen, nicht in allen, nicht nur nicht als abgeblaßte, sondern als seltsam aufgefrischte Wirklichkeit. Wie soll ich sagen, sie scheinen mir intimer und selbstverständlicher. Ich sehe wildfremde Städte, die ich nie gesehen zu haben glaube und die mir gleichwohl vertraut und zuverlässig w i r k l i c h erscheinen. Ebenso geht es mir bisweilen auch mit Personen, die ich im Traum sehe. Ich rede sie mit fremden Namen an, die mir ganz selbstverständlich vorkommen, ja sogar in fremder Sprache, die ich, ohne sie im Wachen zu beherrschen, fließend spreche. Alles aber ist in einen merkwürdig intimen, hellen, heiteren Glanz gekleidet, sodaß ich in dieser Traumwelt erst die richtige Welt zu erkennen glaube, oder doch ein Stück von der Welt, wie sie sein soll. — Ist nicht die Vermuthung berechtigt, daß wir im Traum in der That gewissermaßen das verklärte Urbild der Welt schauen, das Urbild, das durch die Sinnesorgane nicht, wohl aber durch das staunende Auge der Traumphantasie erkannt werden kann. Nach Kant erkennen wir durch die Sinneswahrnehmung die Dinge nicht, wie sie wirklich sind. Wir sind an die subjektiven Vorstellungsformen des Raumes und der

Zeit gebunden und erblicken daher alles im Licht dieser Vorstellungsformen. Im Traum aber sind wir von ihnen befreit; unbekümmert um Raum und Zeit, bewegen wir uns in einer fremden und doch merkwürdig vertrauten Welt, die etwas Unheimliches, aber auch etwas Lustiges an sich hat. Jedenfalls ist diese Welt die schönere, und ich neige der Annahme zu, daß sie die eigentliche Welt des Geistes ist, die Welt, in der sich auch die Geister der Abgeschiedenen bewegen, denen wir im Traum oft begegnen. Diese Begegnungen haben immer etwas Unmittelbares an sich, sie sind so unzweifelhaft wahr und treu, wie es die Erinnerung niemals und der direkte Verkehr im wachen Leben nur selten ist. Ich stelle mir das Räthsel so vor, daß die Welt nach einem Urbild Gottes geschaffen ist, von dem wir im Leben nur einen blassen Schein wahrnehmen, das wir aber im Traum zuweilen, jedoch nur für Bruchtheile von Sekunden, in voller Deutlichkeit aufblitzen sehen, wie einen in milder Bläue funkelnden Christbaum, wie ein fabelhaftes Inselland, eine phantastische, farbenfrohe, lächelnde Landschaft. — Warum sind wir im Traume oft so beseligt, daß wir dem Erwachen zürnen? Weil wir träumend glücklicher und heimathfreudiger sind. Selbst die putzigsten Erscheinungen des Traumes haben für mich eine unbedingtere und eine unmittelbarere Wirklichkeit, als die greifbaren Objekte des Wachdaseins, von denen ich mich mehr als von den Traumbildern gefoppt fühle. Es ist aber auch sehr bemerkenswerth, daß die größten Dichter, wie Dante, ihre erhabensten Schöpfungen der Trauminspiration verdanken. Die Göttliche Komödie liest sich in der That wie ein großartiger intimer Traum, was sie übrigens offenbar auch ist. Und dennoch haben wir bei der Lektüre dieser merkwürdigen Dichtung nicht nur das Gefühl der Wirklichkeit, sondern einer unheimlich erhöhten Wirklichkeit. Wer Dante nicht in diesem Sinne gelesen und verstanden hat, der kennt ihn nicht. Aber auch die großen naiven Realisten erreichen die höchste Wirklichkeitswirkung nicht in der Darstellung des direkt sinnlich Wahrgenommenen und Wahrnehmbaren, sondern vielmehr des in der Phantasie Geschauten, des gedichteten Traumbildes oder der geträumten Dichtung. Das gilt u. A. auch für die Homerischen Gesänge, namentlich der Odyssee. Die höchste Wirklichkeit empfinden wir also in den Spielen der Traumwelt und in den lieblichen Traumbildern der Dichtung, trotz allem Geschrei der orthodoxen Wirklichkeitsmänner und naturalistischen Pedanten — in höherem Maße, als in der sog. Darstellung der Wirklichkeit, von der wir ja in Wahrheit weniger wissen, als von dem Inhalt der Träume. —

Besonders wesentlich erscheint mir die Befreiung von den Fesseln der Vorstellungen von Raum und Zeit im Traum. Aber ist diese Freiheit nicht charakteristisch für das Wesen des Geistes überhaupt in seinen höchsten und intensivsten Erscheinungsweisen, die wie Blitze hoch über Raum und Zeit durch unser Jammerdasein huschen. Die Spontaneität des Traumlebens und die unzweifelhafte Wahrheit der dichterischen Traumphantasie weisen meiner Ueberzeugung nach hinaus und hinüber in eine höhere Welt. —

Der wirthschaftliche Ausdruck des Individualismus ist das Kapital, derjenige des Kollektivismus der Bettelsack und der Bankerott. Das ist seit den Zeiten des Urchristenthums so gewesen und es wird so bleiben.

Das Herrliche an der Kunst ist, daß sie zwar Entwicklungsgrenzen im Sinne des Absoluten hat, dieses Absolute aber immer wieder selbstständig von Neuem aus sich heraus erzeugt. Das ist überhaupt das Wesen des Schöpferischen, daß es immer wieder aus dem Innersten, d. h. frei von der äußeren Nachahmung, das Große, das Alte, das Ewige, das Unsterbliche — mit einem Wort — das Absolute gebiert. So kommen wir zwar über Homer, Sophokles, Shakesspeare und Goethe nicht hinaus, während wir auf der anderen Seite die Möglichkeit offen haben, sie irgend einmal in irgend einer Form zu erreichen. Denn es giebt eben in That und Wahrheit in der Kunst wie im Leben ein Absolutes, das nicht zu übertrumpfen ist. Wahrscheinlich ist es dem Göttlichen nahe verwandt.

Ich verneine den absoluten Individualismus, weil er der menschlichen Natur, die sozial angelegt ist, widerstreitet. Aber ich bekämpfe auch den orthodoxen Kollektivismus, der die feineren menschlichen Wesenseigenthümlichkeiten unterdrückt. Wirthschaftlich und politisch auf dem Boden eines vernunftgemäßen Individualismus stehend, der die Freiheit des Einzelwesens zur Voraussetzung hat, plädire ich, im Gegensatz zu den orthodoxen Individualisten, dennoch für die Solidarität der höheren Interessen und für die Nothwendigkeit der menschlichen Gemeinschaft, und sei es auch nur aus Gründen der Geselligkeit. In meiner Dichtung „Die Insel Ahasvers" geht der Held an schrankenloser Conzentration auf sich selbst zu Grunde. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht viele der von ihm entwickelten Grundsätze, namentlich in wirthschaftlicher

und politischer Beziehung, meine eigene Ueberzeugung seien. Es steckt eine ganze Welt widerstreitender Gefühle und Gedanken, ich möchte sagen, der ganze dialektische Prozeß zweier antagonaler Weltanschauungen, in dieser Dichtung.

Der Haß der Schweizer gegen die Deutschen erklärt sich hauptsächlich daraus, daß sie der großen deutschen Völkerfamilie gegenüber, zu der sie doch gehören, keine selbstständige Nation darzustellen im Stande sind. Sie fühlen sich auf das Heiterste und Ruhigste durch das ihnen wohlgesinnte Deutschthum resorbirt, und das ärgert die Leute, weil sie gern etwas Tief-Besonderes darstellen möchten, das sie doch in keinem Betrachte sind. —

(Das Gesagte gilt übrigens nur für gewisse nativistische Elemente der Schweiz; der vernünftige Schweizer denkt und fühlt kosmopolitisch, ohne deswegen ein schlechter Patriot zu sein).

Es kommt gar nicht selten vor, daß die Künstler von dem Philisterthum als faul bezeichnet werden. Das erklärt sich einestheils aus der relativen Gleichgültigkeit der Künstlernatur gegen materiellen Gewinn, anderentheils daraus, daß ein Künstler meist nicht unausgesetzt und regelmäßig arbeitet, während es gerade ein charakteristisches Merkmal des Philisters ist, jeden Tag ein bestimmtes Quantum Arbeit pflichtgemäß herunterzuarbeiten, genau so wie er auch seinen Früh- oder Abendschoppen gewohnheitsgemäß immer zu derselben Zeit einnimmt. Die Arbeit des Künstlers vollzieht sich allerdings ganz anders. Er kann tagelang scheinbar müßig sein, während er doch, nicht selten unbewußt, innerlich fortwährend thätig ist. Wenn er aber arbeitet, so ist die Arbeit eine ungleich konzentrirtere, wie die des Philisters. So können einige kurze, aber begnadete Stunden im Leben des Künstlers die ganze Lebensarbeit eines Durchschnittsmenschen aufwiegen. Das sollten sich die Letzteren merken, wenn sie dem Künstler, blos weil sie ihn nicht arbeiten sehen, Faulheit vorwerfen.

Bei Gelegenheit seiner Enquête über „Die Zukunft der deutschen Litteratur" richtete Herr Curt Grottewitz auch an mich die bekannten Fragen. Meine Antwort lautete:

Der Bequemlichkeit halber beantworte ich Ihre Fragen nach dem von Ihnen verfaßten Schema. Ich kann mich dabei kurz fassen, da ich über alle diese Fragen selbst schon viel nachgedacht habe.

Ihre erste Frage lautet: Meinen Sie, daß die alte, idealistische Richtung der Geibel, Julius Wolff, Ebers u. s. w. jetzt ihrem Untergange entgegengeht.

Diese Frage glaube ich vernehmlich mit Ja beantworten zu sollen. Eine Motivirung werden Sie mir erlassen; libri loquuntur!

Auf Ihre zweite Frage: Halten Sie den Einfluß Zola's, Ibsen's und Tolstoj's auf unsere Litteratur für förderlich? antworte ich mit Nein. Wir haben noch nie eine nationale Kunst gehabt, aber die Nothwendigkeit einer solchen wird von Tag zu Tag fühlbarer. Zola's mechanisches, grob-äußerliches Analysiren, Ibsen's kalte, nordisch-pedantische Phantastik und Tolstoj's sektiererischer Fanatismus können meines Erachtens nur als störende Fremdkörper im Organismus der deutschen Kunstentwicklung wirken. Die Entwicklung der deutschen Kunst scheint mir auf eine tiefinnerliche, psychologische Analyse hinzuzielen, eine Analyse, die es nicht so sehr mit der Beschreibung der Dinge und psychischen Zustände, wie sie sind, zu thun haben wird, sondern wie sie werden. Nicht die Aufzählung und Abkonterfeiung der Dinge und Zustände wird das Ziel sein, auch nicht die bloße Fixirung der Handlungen, sondern wahrscheinlich und vor Allem die Genesis, in der die einzelne That (wie bei Dostojewski) gewissermaßen nur die mechanische Probe auf das Exempel ist. In diesem Sinne ist die deutsche Litteratur bisher von keinem ausländischen Schriftsteller in günstiger Weise beeinflußt worden.

Ihre dritte Frage: Wie stellen Sie sich zu dem radikalen Naturalismus? beantworte ich: ablehnend. Der radikale Naturalismus scheint es sich zur Aufgabe zu machen, die Objekte der Wahrnehmung zu schildern, wie sie sind. Meines Erachtens ist dieses Bestreben, von ästhetischen Gesichtspunkten aus betrachtet, ein ganz überflüssiges. Es genügt ja, daß die Dinge sind; wir können uns täglich von ihrer unzweifelhaften Existenz überzeugen. Die bloße Beschreibung der Objekte mag eine würdige Aufgabe für die allgemeine Erkenntnißtheorie sein, für die Kunst hat sie als solche keine wesentliche Bedeutung. Es kommt, wie mir scheinen will, in der Kunst weniger darauf an, die Dinge zu geben wie sie sind, als vielmehr darauf, wie sie einer bedeutenden Persönlichkeit erscheinen. Der objektive Bestand der Dinge beruht auf conventioneller

Uebereinkunft. In der künstlerischen Produktion ist die Entfaltung des Subjekts augenscheinlich von größerer Bedeutung als die Abhaspelung der Objekte. Gegenüber dem pedantischen Objektivismus plaidire ich für die Rechte der bedeutenden Persönlichkeit, die doch am Ende allein das Recht besitzt, sich zu produziren. Diese Produktion wird aber immer in erster Linie Selbstproduktion sein. Das erkenntnißtheoretische Material der objektiven Wahrnehmungen wird dabei im günstigsten Falle die Bedeutung des Brennmaterials haben.

Ihre vierte Frage lautet: Was halten Sie vom gemäßigten Realismus? Wenn Sie darunter ein Synthese von Realismus und Idealismus verstehen — Alles! Ich gebe ohne Weiteres zu, daß diese Begriffe durch den allzu häufigen Gebrauch verflacht und abgegriffen wie Pfennigstücke sind. Aber wir können uns vielleicht doch ganz kurz über sie einigen. Unter dem Realismus verstehe ich die grob-gesunde Anschauungsweise der Welt, wie sie dem natürlichen Menschen eigen ist. Unter Idealismus verstehe ich dagegen unter allen Umständen eine besondere Weltanschauung, wie sie nur den sogenannten starken Individualitäten eigen ist. Meine realistisch-idealistische Mischung dürfte also gewissermaßen eine Composition von Trivialität und Genialität sein. Ein Künstler, in dem sich diese Mischung vollzogen hat, dürfte daher ein Auge besitzen, das zwar die ganze Natur mit der nüchternen Schärfe eines schlichten Landmannes betrachtet, das aber auch zugleich sich selbst in so hohem Maaße in die Dinge projizirt, daß sie ihm fremdartig und in's Große gerückt erscheinen. Ich würde diese Mischung zwar nicht gemäßigten Realismus nennen, aber vielleicht als einen Individualismus auf der Basis normaler Beobachtungskraft bezeichnen.

Ihre fünfte Frage lautet: Glauben Sie, daß eine besondere Kunstgattung (Drama, Lyrik, Roman) in Zukunft die herrschende sein wird? Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten. Verschiedene Anzeichen scheinen dafür zu sprechen, daß das Prosaepos die Kunstform der Zukunft sein wird. Lyrik, Drama und Versepos scheinen mir hoffnungslos eingeengt zu sein durch das Prokrustes-Bett der überlieferten Form, für die sich allem Anschein nach ein fruchtbarer Ersatz nicht finden läßt. Der Roman aber, der auf dem Felde der deutschen Litteratur bisher wie ein buntes Unkraut gewachsen ist, scheint mir seine Form erst noch zu suchen. Daß diese Form nicht die chronistische, sondern die analytisch-genetische sein wird, scheint mir sicher. Wir werden es in Zukunft nicht mehr mit den rohen Umrissen von Dingen, Personen und Handlungen zu

thun haben, sondern wir werden uns im Anschauen des Werdeprozesses in seinen unendlich complizirten Schwankungsformen ergötzen.

Ihre sechste Frage: Gehen wir einer Blüthe oder einem Verfall der deutschen Litteratur entgegen? hat mich selbst seit Jahren in müssigen Stunden fortwährend beschäftigt. Ich persönlich bin der Ueberzeugung, daß unsere Litteratur vorläufig einem furchtbaren Verfall und einer unbeschreiblichen Verflachung entgegengeht. Dieser Zustand charakterisirt sich an der alles Maaß übersteigenden litterarischen Ueberproduktion. Aber der Dilettantismus wird noch viel üppiger in's Kraut schießen, es wird so weit kommen, daß sich jeder Klempnergeselle seine Litteratur selber macht. Aus dieser allgemeinen Demoralisation wird uns, wenn Gott Glück gibt, dann wieder einmal eine starke Persönlichkeit erlösen. Sie werden mich fragen, was mich zu dieser kühnen Hoffnung berechtigt. Ich anerkenne die Berechtigung dieser Frage und gebe Ihnen im Voraus hier meine Antwort. Ich knüpfe meine Hoffnung an den bevorstehenden politischen Aufschwung Deutschlands. All' die herrschende Charakterlosigkeit und Verkommenheit strebt einem entscheidenden Bankerott zu. Aus diesem Bankerott wird sich der tüchtige Kern des deutschen Volkes zu neuem politischen und geistigen Leben entfalten. Ich behaupte, daß die Charakterlosigkeit unserer zeitgenössischen Litteratur nur ein Spiegelbild unserer politischen Charakterlosigkeit ist. Bevor an eine gründliche Reform der ästhetischen Volksbildung in Deutschland gedacht werden kann, muß erst eine Totalausgleichung der Kräfte im Staatsleben stattgefunden haben. Diese Ausgleichung verspreche ich mir von einer Verbindung des Christenthums Christi mit dem Sozialismus, wobei ich übrigens bemerke, daß ich mit den Christlich-Socialen durchaus nicht verwechselt werden will. Ich nehme das Christenthum ernsthaft beim Wort und acceptire vom sozialistischen Programm nur das, was vor dem Forum der reinen Wissenschaft als vollkommen unanfechtbar gelten muß. Das aber nehme ich dann auch rücksichtslos für mich in Beschlag, ohne Rücksicht darauf, ob es in höheren Regionen Wohlgefallen erregt oder nicht. Verstehen Sie mich recht! Ich halte nicht nur eine Reform der staatlichen Institutionen für nothwendig, sondern auch eine Reform der Lebensweise und des Charakters. Für die erstere mache ich den Sozialismus, für die letztere die christliche Weltanschauung haftbar.

Und was die Reform der Lebensweise betrifft, so stelle ich vor Allem das Postulat der Beseitigung aller geistigen Getränke durch die Staatsgewalt. Unsere Litteratur fördert nichts Rechtes mehr zu Tage,

weil die Personen durch den Alkohol verfuselt und durch sexuelle Excesse verlottert sind. Eine Reform nach außen und nach innen ist meiner heiligsten Ueberzeugung nach die nothwendige Vorbedingung eines Aufschwunges der deutschen Litteratur. Aber, Gott Lob, ich glaube an einen solchen Aufschwung. Ich glaube daran, daß sich aus Elend, Schande und Verkommenheit leuchtend das reine Bild nie geahnter Schönheit erheben wird. Vielleicht ist dieser Glaube sehr optimistisch; aber er bildet das Glück meiner stillen Stunden. Ich selbst, der ich ja mitten im Banne aller Mängel unserer Zeit stehe, muß mich damit begnügen, mir nothdürftig den Compaß zu richten, und im Uebrigen mit Aufbietung aller meiner Kräfte meine Pflicht zu thun. Es wird uns allen wohl auch nicht viel weiter übrig bleiben, als eben fleißig zu arbeiten, bis die Krisis überstanden ist. Schaffen wir selbst auch nichts Bleibendes, so tragen wir doch wenigstens unseren Theil bei zur allgemeinen Selbsterziehung.

Ich habe in diesem Buch wiederholt sehr abfällig über die Sozialdemokratie als politische Partei geurtheilt, womit ich übrigens weniger die Ideale dieser Partei, als die angewandten Mittel, jedenfalls aber nicht die Arbeiter als solche, meinte, die ich liebe und verehre. Nun gibt es aber rühmliche Ausnahmen auch unter den Intelligenzen der Sozialdemokratie, ich meine Männer, denen nicht jedes Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke gut genug erscheint. Ein solcher Mann ist Bruno Wille, dessen „Philosophie des reinen Mittels“ meiner Ueberzeugung nach eine der wichtigsten und erfreulichsten Kundgebungen in der Geschichte der modernen deutschen Sozialdemokratie ist. Dabei ist es gleichermaßen erfreulich und gewiß auch von providentieller Bedeutung, daß dieser Mann zugleich auch ein hervorragender Künstler ist, eine in der Sozialdemokratie bekanntlich nicht alltägliche Erscheinung. Es ist aber auf der anderen Seite wieder sehr charakteristisch, daß Bruno Wille von der sozialdemokratischen Führerschaft nicht nur nicht anerkannt, sondern geradezu boykottirt wird. Mag er sich darüber trösten! Das ist seit anno Tobak allen solchen Sozialdemokraten so ergangen, die Philosophen des reinen Mittels waren und dabei noch die Anmaßung hatten, keine Mittelmäßigkeiten zu sein. An Bruno Wille bewährt sich übrigens wieder einmal glänzend die von mir seit mindestens einem Dezennium beobachtete Kunstfeindlichkeit der offiziellen Sozialdemokratie. Nicht nur

sehen es die Partei-Pfaffen ungern, wenn Dichter aus ihren Reihen hervorgehen, — ich meine solche, denen die Kunst Selbstzweck ist, — sondern sie sind auch grundsätzliche Gegner aller Bestrebungen, die auf Hebung der ästhetischen Volksbildung hinzielen. Das hat man an der Geschichte der freien Volksbühne in Berlin gesehen. — Natürlich, das materialistische Ideal des „satten Magens“ setzt keine ästhetische Bildung voraus!

Die vollkommene Transscendenz des Standpunktes der Betrachtung, wie wir sie dem höchsten Wesen zuschreiben, ist sicher mit Humor und feiner Ironie gepaart. Ich kann mir das absolut schöpferische Wesen, jenes Wesen, das mit derselben heiteren Ruhe schafft und zerstört, dem die Schöpfung einer Welt gleich dem Aufdämmern eines schönen Traumes und die Vernichtung dieser Welt wie ein verdämmernder Traum ist, nicht wohl ohne Humor denken. Der Vergleich des Lebens mit einem Traum ist so alt, daß er fast trivial erscheint. Aber ich meine auch nicht, daß das Leben für uns ein Traum sei; im Gegentheil, für uns stellt es die eigentliche Wirklichkeit vor, in der gelitten und gehandelt wird. Denken wir uns aber ein bewußtes, vernunftbegabtes absolutes schöpferisches Wesen über uns vor, so können wir gewiß nicht annehmen, daß für dieses unser Leben in derselben Weise Wirklichkeit sei, wie für uns. Es kann sich als reinschöpferische Kraft doch offenbar zu seinen Geschöpfen nur nach Analogie des Künstlers zum Kunstwerk verhalten. Der Künstler hat aber an seinem Erzeugniß ein lebendiges Interesse nur während der Schöpfung und Entwicklung des Geschaffenen. Nachher erkaltet das Interesse an den Gestalten der bildenden Phantasie bis zu einer Art objektiven Grausamkeit, die mit nichts vergleichbar ist. Conrad Ferdinand Meyer schrieb mir einmal: „Die Gestalten der „Angela“ (Borgia) beginnen sich von mir zu entfernen!“ Das ist sehr richtig beobachtet und ausgedrückt. Die Gleichgültigkeit gegen das Erschaffene, wenn es seinen Selbstzweck erfüllt hat, kann sich geradezu bis zum Ekel steigern. Ich selbst nehme ein neuerschienenes Buch, wenn ich es auf die Druckfehler geprüft habe, nie mehr wieder zur Hand. Es fällt für mich selbst so gründlich unter den Tisch, als wäre es nie mit Qual und Freude geschrieben worden. Es ist wie ein ausgeträumter Traum, an den man sich am Morgen lächelnd und nicht ohne Selbstironie erinnert.

Will man hinter die Coulissen des Ewigen schauen, so muß man sich nur selbst in seinem schöpferischen Verhalten beobachten. In uns

selbst liegt die Lösung des ganzen Welträthsels. Wir sind selbst schöpferische Potenzen niederen Ranges, durch Aeonen und unermeßliche Fernwirkungen abgeschwächte Emanationen Gottes, der großen träumerischen Kraft im Mittelpunkt aller Dinge. Wie bei Dante, Homer und anderen Großen das Traumbild sich zu einer fremden und doch seltsam intimen Wirklichkeit verdichtet, so denke ich mir das Walten der ewigen Schöpferkraft, in der Wille, Gedanke, Traum und Empfindung unmittelbar zur That und zur sichtbaren Manifestation werden. Gott ist aber kein blinder Träumer; er sieht die Welt mit Künstleraugen an und hat seine Freude an ihr. Er erkennt sich in ihr und sie in ihm. Wie das Leben aufjauchzt in Qual und Wonne, in Daseinslust und Vergänglichkeitsweh, wenn es Gott in sich und über sich erkennt, so durchstürmt das alte, gute und große Künstlerherz des ewigen Wesens Freude, Milde, Zorn und lächelndes Erbarmen, wenn es sich in dem nie rastenden Spiel seiner Kreaturen wiedererkennt.

Ich denke, wir haben uns Gott als mit allen großen Eigenschaften der produktiven Menschennatur begabt zu denken. Zum Beispiel auch mit Humor, wie gesagt. Wie soll er sich zu unseren kleinen Stürmen im Wasserglas auch anders als mit Humor verhalten? — Ich höre eine dünne Stimme des Widerspruchs. Ja, warum denn auch nicht?! Unsere Lebensläufchen, Schicksalchen und Desperatiönchen können ja sogar einem überlegenen Menschengeist lächerlich vorkommen. Diese kleinen großen Leiden bilden recht eigentlich den Gegenstand des Humors, ich meine des vertieften Humors, der eine Art Weltanschauung der Resignation ist, hervorgegangen aus der Einsicht in die unabänderlichen Mängel unseres Daseins.

Es scheint das Bestreben der modernen jüdischen Intelligenz zu sein, das ganze Menschheitsproblem auf das Gemeine zurückzuführen. Nachdem uns die Juden in der Person des von ihnen gekreuzigten Nazareners den subtilsten Idealismus geschenkt, fühlen sie nun das Bedürfniß, dieses Geschenk selbst zu verkleinern und in den Koth zu ziehen. Vielleicht aus Wuth darüber, daß sie das Kleinod verscherzt und verworfen. —

Die deutsche Nation zeichnet sich nicht durch bemerkenswerthe politische Begabung aus. Dafür spricht nicht nur die Geschichte Deutschlands, sondern namentlich auch das politische Verhalten der Deutschen im

Auslande. In New-York und Umgebung mag es wohl über 300,000 Deutsche geben. Sie haben indessen verhältnißmäßig eine ganz untergeordnete politische Bedeutung und überlassen die Verwaltung der Stadt und die Ausübung der politischen Macht widerstandslos den Irländern, auf die sie gleichwohl mit Verachtung herabsehen. Daß sie dazu gar keinen triftigen Grund haben, lehrt gerade die Stellung des Deutschthums in New-York. Es könnte das politisch herrschende Element sein, wenn es etwas mehr politisches Talent besäße und nicht in hundert und x verschiedene bayerische, plattdeutsche, sächsische 2c. Vereine zerspalten wäre. Dieser unselige deutsche Partikularismus hat zur Folge, daß die Deutschen in New-York nicht nur nicht das herrschende, sondern das politisch ganz offenbar bevormundete und geleithammelte Element sind. Verglichen mit den Deutschen, sind die verachteten Irländer politisch hoch talentirt.

Es ist begreiflich, daß der Aesthetiker zur Ordnung seines Stoffes der schematischen Begriffe nicht entrathen kann. Aber dem eigentlichen Wesen einer schöpferischen Persönlichkeit, die das Räthselhafteste, Tiefste und Flüchtigste ist, was es gibt, kommt man doch nur durch Intuition auf die Spur, durch das, was Schelling „intellektuale Anschauung" nannte. Ich meine, eine Persönlichkeit lasse sich nicht eigentlich konstruiren, so wenig als sich der Duft einer Blume beschreiben läßt. Durch Vergleichung, Symbol und Analogie kommen wir dem Räthsel des Persönlichen nicht näher; wir erkennen vielmehr gerade bei derartigen Versuchen, daß unsere begriffliche (schematische) Methode nur ein Surrogat und relativ, daß die Persönlichkeit dagegen ein Absolutes ist.

Ich bin der Ueberzeugung, daß die schematische Methode in der Aesthetik der kolossalen Komplizirtheit der künstlerischen Vorgänge gegenüber völlig unzureichend ist. Wie überall in Wissenschaft, Kunst und Leben, strebt Alles nach einer höheren Einheit, in der sich alle Elemente des ästhetischen Geistes, durch eine universale Idee verbunden, vorfinden. Das ist in allen großen Kunstwerken aller Zeit der Fall. Wir leben in einer Zeit der Spezialitätenwirthschaft, wo jeder Rang und Nummer haben will, in der Wissenschaft wie in der Kunst. Darunter leidet die Universalität des Geistes, wie sie Goethe, Herder, Schiller, die Gebrüder Humboldt und in neuerer Zeit vielleicht Victor Hugo besaßen. Nur ein Lyriker sein, heißt z. B. im günstigsten Falle ein bloßer Virtuos sein. Jeder echte Dichter ist auch Philosoph, ethischer Vorkämpfer und

überhaupt ein universaler Geist. In jedem Falle ist das schematische Einschachteln, wo es sich um Conkretionen des Absoluten handelt, vom Uebel. So zum Beispiel der beliebte Gegensatz des Plastischen und des Musikalischen, den ich verwerfe. Es giebt auch eine Musik der organischen Form, wie es eine Körperlichkeit der Musik giebt. In Betrachtung herrlicher Skulpturen in Paris, München ꝛc. habe ich musikalische Empfindungen gehabt, wie ich beim Anhören großartiger Musik, z. B. der Beethovenschen, geradezu das Gefühl des Plastischen, der Mozart'schen des Malerischen ꝛc. verspüren konnte. Unsere Sinnesorgane sind subjektiv differenzirt, was eine unübersehbare Masse ästhetischer Täuschungen zur Folge hat. Das Medium, in dem die Sinneswahrnehmungen sich abspielen, ist auch nur eine subjektive Vorstellungsform, ich meine Raum und Zeit. Wer sich aber selbst beobachtet, kann täglich wahrnehmen, daß Ton, Farbe, Form und Gedanke in einer höheren Einheit zusammenfließen.

Wie man über die religiösen und sozialen Fragen überhaupt ins Reine kommen kann, ohne vorher knietief im Irrthum gewatet zu haben, ist mir nach meiner besonderen Erfahrung ganz unbegreiflich. Diese Fragen sind außerordentlich verwickelt und lassen sich meines Erachtens weder spontan, durch eine Art intellektuelle Anschauung, noch durch bloßes Studium begreifen. Die nothwendige Voraussetzung der Klarheit in diesen Dingen scheint mir die Erfahrung zu sein. Durch hundertfachen Irrthum experimentirt man sich langsam zur richtigen Erkenntniß hindurch.

Aber auch durch die bloße Tradition, sagen wir Erziehung und Vererbung, kommt man, (immer nach meiner Erfahrung!), nicht zur bewußten Klarheit. Gewiß ist das starke gesellschaftliche und Familien-Vorurtheil, mit dem ein junger, gutgearteter Mensch in die Welt hinauszieht, ganz abgesehen davon, daß es unbewußt ein gut Stück Wahrheit in sich birgt, ein nothwendiges und fruchtbares Element im Entwicklungsprozeß. Aus einer guten Familie geboren, erzogen ganz und gar im traditionellen aristokratischen und religiösen Sinne, zog ich auch hinaus in die Welt, ausgerüstet mit vortrefflichen Vorurtheilen.

Aber das ist nun einmal das Schicksal jeder nicht frei erworbenen Erkenntniß, sie muß sich individuell im Kampfe mit dem Irrthum bewähren; sie muß ihre Echtheit an jedem einzelnen Individuum besonders erweisen, kurzum sie muß im Widerstreit der Meinungen frei erworben und behauptet werden. So kann es sich ereignen, daß man spät zu seinen

ursprünglichen Meinungen zurückkehrt. Es ist dasselbe und doch nicht dasselbe. Was man nicht durch eigene, innere und äußere Erfahrung erworben hat, das ist in meinen Augen ein Vorurtheil, mag es 100 Mal die objektive Richtigkeit enthalten. Es ist nicht mein, was man mir blos überliefert hat. Mein ist nur, wofür ich gekämpft habe.

So würde ich um keinen Preis der Welt meine Irrthümer hingeben. An ihnen erst hat sich meine eigentliche Natur und in dieser das allgemeine Gesetz bewährt. Gerade so, wie sich der Entwicklungsprozeß darstellt, hat er für mich unendlichen Werth.

Wie bei Platon, haben Kunst und Philosophie auch bei mir ihren Ursprung im *Ενθουσιασμος*.

Platon stellt den Philosophen allerdings über den Künstler. Dennoch läßt er auch die Kunst gelten, sofern sie ein sittliches Bildungsmittel ist. (Platon verhielt sich der Kunst gegenüber etwas zimperlich; hatte auch einen alten Spahn mit Aristophanes. Als er starb, fand man aber unter seinem Kopfkissen einen Band der Comödien dieses Dichters, der sehr zerlesen gewesen sein soll. —)

Das ist es, was den Künstler der Welt entfremdet: Die Berechtigung der künstlerischen Phantasie wird von den positiven, ernsthaften Köpfen geleugnet. Ein phantasievolles Kind ist a priori ein lügenhaftes Kind, auch wenn die Unwahrheit sichtbarlich den Stempel des Phantastischen, des Sanguinischen, des Schöpferischen trägt. Alles prügelt wie toll auf die Phantasie des jungen Menschen los, mit lehrhaften Knüppeln und logischen Stangen. Ja, natürlich, sie ist auch überflüssig. Just so gut, als der Schmetterlingsstaub.

Alles, was schöpferische Lebhaftigkeit und Phantasie-Duft heißt, ist dem ernsthaften Menschen ein Greuel. Wo es von Goldkäfern des Märchenlandes wimmelt, da sieht er nur teuflisches Lügenwerk flimmern und gleißen.

Das ist nicht Bosheit. O nein! Es ist etwas viel Trennenderes: Es ist poesietödtende Phantasielosigkeit!

Da haben wir eine Künstler-Natur, d. h. ohne alle Affektiertheit ein besonderes Wesen. Was für 1000 Andere unzweifelhaft Gesetz ist, das geht einen solchen Menschen deswegen noch gar nichts an. Heute ist er froh und phantasievoll und streut wie ein Verschwender das Gold vom

Balkon hinunter, morgen geht ein grauer Strichregen wie eine Trübung über seine Seele, die Freude ist mit nassem Finger von der Tafel gewischt und er ist mürrisch, einsilbig und gereizt. Das Herz ist dabei aber ganz unbetheiligt. Dieser Plebejer hat nichts zu thun mit den aristokratischen Spielen seiner Phantasie.

Zuerst kommt der Künstler, dann kommt noch einmal der Künstler, der Träumer, der Schlafwandler, der Spieler, der grausame Lacher, der kühne Erfolgreiche —, und dann kommt erst, in zerfetzten Kleidern, mit Wunden am Leibe, mit blutenden Füßen, ein enttäuschter, hungriger Bettler, der Mensch! ....

Durch alles Furchtbare des Lebens wird er zu einem Stück elastischer Kraft, die ihren Halt nur in sich selbst hat und ohne Rücksicht auf die Welt sich ihrer geheimen Spannkräfte zu entledigen trachtet. Er hat gar keinen andern Sinn als die Realisirung seiner selbst. Alles, was ihn stört, das muß auf die Seite.

Ich liebe die Menschen und bete die Natur an. Das ist meine ganze Religion, und mich deucht, ein gut Stück Religion! Alles, was gut ist und was schön ist, das ist für mich Gott. Nur nenne ich es nicht so, weil der Name durch Unverstand in Mißkredit gekommen ist. Mein Gott thront nicht auf plappernden Lippen, sondern in den Herzen, die in heiligem Schauer erglühen für Alles, was gut ist und schön ist.

Da sah ich gestern eine Mutter sorgend über das Lager ihres todtkranken Töchterchens gebeugt. Wie sie das kleine, fiebernde Wesen liebt! Da strömte es mir warm zum Herzen, all mein Wünschen drängte sich in das eine mächtige Gefühl: Mag es genesen! — Gott.

Es ist in den Wäldern meiner Heimath. Die Hörner hallen, die Hunde kläffen; es wird ein armes Häslein zu Tode gehetzt. Da steht ein Knabe am Waldsaum, dicht vor einer aus groben Feldsteinen locker aufgeschichteten Mauer. Aus der Ferne hört er das Halali der heranrasenden Jagd. Da stürzt das gehetzte, angstvolle Thier aus dem Dickicht hervor, steht, stutzt, zittert und verbirgt sich im Gemäuer. Und schon keuchen die Hunde heran in wilder Flucht, überrennen die Mauer, stehen — und verlieren die Spur. Die Jäger sprengen auf schnaubenden Rossen heran und — schimpfen. Der Knabe aber steht ruhig da, kaut an einem Grashalm und denkt bei sich, derweil ihm das Herz vor brennendem

Mitleid zuckt, pocht und zittert: „Häslein, Häslein, sei ruhig, ich verrathe dich nicht!“ — Gott.

Es ist Spätherbst. Ein Knabe geht mit der Großmutter durchs Feld. Fahle Stoppeln ragen auf dem todten Acker. Am Rain blüht keine Blume mehr. Da —, doch noch eine, eine einzige, eine letzte: eine blasse, trauernde Kornblume. Und die alte Frau will sie pflücken. „Nein, Großmutter, nein, laß sie auch, es ist die letzte, es thut ihr gewiß weh; verlassen und trauervoll steht sie da: am letzten schönen Herbsttage die letzte Blume. Gelt, Großmutter, sie soll sich der letzten Sonnenstrahlen freuen.“ Hierauf die alte Frau: „Kind, Kind, das ist brav, man soll Mitleid haben mit allem Lebendigen, das verlassen dasteht auf der Welt; vergiß die Blume nie in deinem Leben.“ Und ließ sie stehen. Da war es dem Kinde schier, als ob die Blume es dankbar anschaue, ein holder Schauer zog durch seine Brust: — Gott.

Es ist in einem hohen, hell erleuchteten Saal; es wogt und flüstert, lächelt und plaudert die „feine Welt.“ Da steht in stummer Erwartung ein Jüngling. Mit einem Mal rauscht das Schweigen durch den Saal. Der „Geigerkönig“ tritt vor das in Andacht erstarrte Volk. Die Augen des Jünglings brennen, er athmet mühsam, die Nüstern sind offen. Und da beginnt der Geige lieblicher Gesang, so weich, so klagend: Das Echo einer Stimme von der Insel der Seligen. Längst hat eine Hand die Augen beschattet, aus denen die Thränen unaufhaltsam hervorquellen. O wie dringt der reine Ton erlösend und verklärend in die tiefe Seele — Gott.

Auf der Zinne der Feste „Hohensalzburg“ steht viele Jahre später derselbe. Es ist Abend. Mild weht die würzige Sommerluft. Vor ihm ragt im goldenen Sonnenlicht das bayerische Hochgebirge; zu seinen Füßen ruht die liebliche Stadt, rauscht die muntere Salza und blinken die Scheiben an den Häusern im Abendsonnenschein. Da, welch' melodisches Getön! Von dem Thurm des alten Kirchleins weht der Hauch des Abends die wundersüßen Klänge eines Glockenspiels zu ihm hinüber: „Hoch vom Dachstein an.“ — Und schon lodert es auf den Bergen, die Stadt liegt in Dämmer gehüllt, in Duft und Klang, aber im Firn da blühen die Rosen des ewigen Gartens, von dem Felsen rieselt das Blut des sterbenden Tages und im Alpenglühen ergießt sich der Feuerstrom einer nach Schönheit lechzenden Seele: — Gott. —

Gott ist, was schön ist und gut, — und das Andere ist des Teufels. Und damit punktum.

Das todeswürdige Verbrechen ist an keinen bestimmten Stand gebunden, am allerwenigsten an den untersten Stand, bei dem das Verbrechen weitaus in den meisten Fällen nur der Ausdruck und der Revers sozialer Unvollkommenheit und Ungerechtigkeit ist. Das Verbrechen in seiner metaphysischen Reinheit kommt sogar in den höheren Ständen unzweifelhaft häufiger vor; ich meine das Verbrechen aus freiem Entschluß, das Böse aus tiefster Herzensverwilderung und Verrohung. Das Verbrechen des vierten Standes, in dem das naiv Gute viel reiner erhalten ist, charakterisirt sich mehr als mechanische Reaktion gegen das gesellschaftliche Unrecht; das Verbrechen der höheren Stände wuchert dagegen meist aus bösem Herzen, es ist nicht mechanisch, sondern dynamisch zu erklären. Die Reflexion als die böse Dynamis des Herzens beherrscht den vornehmen Verbrecher. Die fürchterlichsten, satanischsten Verbrecher aller Zeiten waren ihrer Standesangehörigkeit nach „Aristokraten". Nicht umsonst wird der Teufel als ein gefallener Engel Gottes geschildert, was ich übrigens auch objektiv für wahr halte, da die thatsächliche Macht des Dämonischen, als einer korrumpirten edlen Anlage und Intelligenz, die sich voll Wuth und Rache gegen die Gesetze Gottes kehrt, nicht zu leugnen ist. In diesem Sinne ist der Arme weit seltener böse. Vor Gott, aber auch vor dem Strafgesetz, ist der Aristokrat strafbarer. — Das „adelige" Verbrechen ist aber auch viel gefährlicher und schwerer zu entdecken. Fast unüberwindliche Hindernisse stellen sich der Entdeckung eines Verbrechers der höheren Stände entgegen, weil ihm meist die Rohheit und Gemeinheit nicht leicht sichtbarlich auf die Stirne gezeichnet ist, weil er vermöge seiner Erziehung mehr Selbstbeherrschung und weniger Vorurtheile (Skrupel, Aberglaube 2c.) hat, als der Mann aus dem Volke, und weil er aus den gleichen Gründen viel feiner heucheln kann. (Nach der Lektüre von Heibergs „Todsünden".)

Nichts ist lächerlicher, als wenn die profane Welt den Dichter Frömmigkeit lehren will, ihn, der vielleicht sein Herz von aller Schönheit der Welt andachtsvoll hat durchschauern lassen! Will die profane Welt mit kalter, nörgelnder Pedanterie begreifen, was den Dichter in den seltenen Momenten poetischer Begeisterung, wie ein glühender Kuß von unsichtbaren Lippen, mit entzückender Wärme und Innigkeit berührte? Wie darf man überhaupt hoffen, durch das Mittel kalter Reflexion zu begreifen, was in der Gluthhitze des herrlichsten Künstlerrausches wie

eine süße Ahnung des Göttlichen das Herz des Dichters erfüllte? Gottes Reich ist groß und auf seiner Palette sitzen viele Farben. Der Frömmler lobt Gott in einem Kirchenwinkel, der Dichter aber tritt hinaus in die herrliche Natur, naiv und voller Freude über Gottes liebe, schöne Welt, und er redet seine Sprache mit Ihm; und wäre es ein armes Kinderlallen, und nicht die jubelnde Kunst, die sich vom Stoff losreißt, Gott würde ihn verstehen! An Seinem großen, guten Vaterherzen hat nicht nur die pharisäische Selbstgerechtigkeit des äußeren Bekenntnisses Platz, sondern auch die naive kindliche Naturfreude des Dichters, der die Schönheit der Welt besingt. Wie sagt Gottfried Keller: „So lange noch ein Dichter lebt, Lebt auch der alte Gott!" — Und selbst diesen tiefreligiösen Mann nannten Dummheit und Zelotismus einen „Atheisten." Ich aber sage: Ihr Pastoren, Betschwestern und Dunkelmänner, kommt her zu uns Dichtern und lernet bei uns wahre Frömmigkeit! Alle Predigten ex professo, die je gehalten wurden, sind nichts, verglichen mit der Andacht eines einzigen wahren Kunstwerks.

Ich hasse die anmaßenden Allüren der Scheinfrömmigkeit, die sich fertig wähnt und unter einer scheinbaren Demuth ein Selbstbewußtsein verbirgt, das um so unausstehlicher ist, als es den Anspruch erhebt, für Bescheidenheit zu gelten.

Ich unterscheide zwei Gattungen von Antisemitismus. Die eine die gemeine, geht aus dem Gefühl der Ohnmacht geistiger Ueberlegenheit gegenüber hervor. Sie ist feig und gewaltthätig. Sie dokumentirt ihre moralische und intellektuelle Schwäche durch den Appell an die Gewalt und an die niederen Instinkte des Pöbels aller vier Stände. Dieser Antisemitismus ist eine ganz ordinäre Interessenfrage; er wird daher auch zumeist mit anderen als geistigen Waffen gefördert oder zu fördern gesucht.

Von diesem wirthschaftlichen Antisemitismus, der seinen Ursprung in der unleugbaren geistigen Ueberlegenheit der Juden hat, muß scharf unterschieden werden die Racenfrage. Ich kenne sehr kluge und wohlwollende Deutsche, die eine instinktive Abneigung gegen die Eigenthümlichkeiten der semitischen Race haben. Dagegen läßt sich mit Vernunftgründen nicht aufkommen. Ich liebe die Narzisse. Ich kenne aber Menschen, die sie nicht leiden können. Was nutzt da nun die Gleich=

heit der Blumen vor dem botanischen Gesetz?! N. N. mag nun einmal keine Narzissen. Er schwärmt vielleicht für Gänseblumen.

Racen-Sympathieen und Racen-Antipathieen werden sich so wenig aus der Welt schaffen lassen, wie die individuellen Instinkte, es sei denn, daß an Stelle der heutigen hochcharakteristischen nationalen Ausprägungen der charakterlose, kosmopolitische Mischmasch tritt, für den sich nur historisch vollkommen ungeschulte Köpfe begeistern können. Das Telephon und der Kraftmotor vermögen bis auf Weiteres nichts über das dunkle Gebiet der unter der Schwelle des Bewußtseins schlummernden Neigungen und Abneigungen.

Die Frage lautet auch nicht (wenigstens nicht für mein Empfinden): Jude oder Christ? sondern Semit oder Germane? Die meisten der gebildeten Juden denken und fühlen christlich. Die Confession bildet heute beinahe keinen Hinderungsgrund mehr. Aber die nationalen Instinkte bleiben! Ein Mensch, dessen Vorfahren in thüringischen Eisenpanzern und weiter zurück vielleicht in Büffelfellen gesteckt haben, wird sich mit einem Manne, dessen Vorfahren den Burnus trugen, nie so gut verstehen, wie mit einem Stammesgenossen. Die Ahnenreihen stehen sich unbewußt wie zwei feindliche Kolonnen gegenüber. Es nutzt nichts, über ein derartiges Phänomen viel zu reflektiren; man hat es einfach zu registriren, ohne die Ursachen gegen einander abzuschätzen, die ich für völlig gleichwerthig halte. Die Thatsache der Kreuzung zwischen den beiden Racen hat nicht viel zu bedeuten. Die Natur liebt die Kreuzungen; die Neigung zur Ueberwindung der Racen-Antipathie im Weibe ist ein biologisches Gesetz und trägt für die Frage so lange nichts aus, als diese Neigung nicht eine völlig neue Race geschaffen hat, die sich mit sich selbst identifizirt. — Der kosmopolitische Idealismus hat übrigens in Niemand einen schrofferen Gegner, als im Judenthum selbst. Der Kosmopolitismus der Juden ist nur ein solcher des Geschäftemachens. Sie sind Kosmopoliten der Gewerbefreiheit, aber im Herzen sind sie exclusiv national.

Ich habe einen Ekel vor allem Unsauberen und Unästhetischen; das Ekelhafteste, ekelhafter als der Koth in der Latrine, aber ist mir die dumme, bornirte, dreiste, täppische, philiströse Manier der rohen Genußmenschen in der Beurtheilung des Subtil-Schönen und des Aesthetisch-Vergeistigten. Diesen menschlichen Cloaken möchte ich stets zurufen:

Schachert, frefst, sauft, stoffwechselt, liebt (was die Kanaille so „lieben" heißt), aber untersteht euch nicht, eure unsauberen Schuhe auf der Schwelle zum lieblichsten und erhabensten Heiligthum abzuputzen, das die Menschheit in ihren glücklichsten Stunden wie durch Wunder geschaffen hat! Hands off! ! ! Das Haus der Kunst ist das Heiligthum der Erde, aber keine Stätte für eure Nothdurft.

Was ist der Selbstmord? Meistens wohl Wahnsinn! Oft absolute Rathlosigkeit, zuweilen Müdigkeit, zuweilen Trotz, aber nie Feigheit! Denn der Feigling liebt seinen Cadaver viel zu sehr, als daß er ihn freiwillig zerstörte. Unter Umständen kann der Selbstmord — als freie Verneinung des Lebens — auch höchste Philosophie sein. Jedenfalls ist er aber die glänzendste Bethätigung des selbstthätigen menschlichen Willens, ein Sieg über das Leben, erfochten durch Waffen des Geistes und des Willens, eine Unterjochung der Lebensfeigheit durch den Muth des Todes, ein Triumph über die Angst des Daseins. Einen Selbstmörder feige nennen, ist gedankenlos. Eher könnte man ihm übergroßen Stolz vorwerfen; dieser Stolz ist aber der Würde nicht entbehrend. Er hat einen Zug ins Erhabene und kann unter Umständen sogar das Zeichen wahrer Seelengröße sein.

Im Verlag von **Stern's Literarischem Bulletin der Schweiz** in Zürich erschien und ist durch alle Buchhandlung zu beziehen:

Mattgold

Neue Dichtungen

von

Maurice Reinhold von Stern.

Zweite Auflage.

Ladenpreis broschirt Fr. 3. —, in hochelegantem Originalband mit Goldschnitt Fr. 4.50.

Urtheile der Presse:

„Der Dichter, ein in Zürich lebender Deutschrusse, hat sich seit den letzten achtziger Jahren nicht nur durch den freimüthigen und freiheitsfrohen Ton seiner stark emanzipirten Lyrik, sondern auch durch sein persönliches Eintreten für die Sache des Sozialismus schnell einen Namen gemacht. Stern, so scheint's, wenn man seine frühere Lyrik mit seiner heutigen vergleicht, hat seine Brausejahre hinter sich: Sein „Mattgold" ist im Feuer jener Jahre geläutert worden. Abgethan hat der Dichter den eruptiv-revolutionären Ton seiner „Stimmen im Sturm" (1888), welche uns mit glühenden Farben das Elend der „Enterbten" malen; losgesagt hat er sich von dem elegisch-sentimentalen Kolorit seines wehmuthdurchzuckten „Excelsior" (1889), das eine tiefpessimistische Weltanschauung in exzentrischer Weise zum Ausdruck bringt; freigemacht hat er sich von der kraß-naturalistischen Manier seines „Höhenrauch" (1890), welcher uns sensationell gezeichnete Sittengemälde aus dem sozialen Leben vor die Seele führt — aus dem emphatischen Stürmer und Dränger ist ein maßvoller Streiter und Sänger geworden. Denn bedeuteten schon Stern's spätere Sammlungen: „Sonnenstaub", „Ausgewählte Gedichte" und „Nebensonnen" den sich allmählich anbahnenden Schritt von der Gährung zur Klärung, so hat sich diese letztere in dem uns heute vorliegenden „Mattgold" endgültig vollzogen. Nur vereinzelten Rückfällen in den früheren bizarren Ton begegnen wir in diesen neuesten

Dichtungen Stern's; nur dann und wann bricht der alte Tumult des Blutes in diese sonst sturmlosen Rhythmen hinein. Im Ganzen strahlt uns „Mattgold“ mit ruhigem Glanze an: Stern hat die Skepsis, die seine früheren Gedichte charakterisirte, überwunden, und damit hat er einen guten Schritt vorwärts gethan. Denn wie sehr ein Poet auch von dem Verlangen erfüllt sein mag, sein dichtendes Subjekt zum Subjekt der Menschheit zu erweitern, mit der bloßen Skepsis läßt sich kein umfassendes Weltbild formen, läßt sich kein Band der Harmonie knüpfen zwischen dem einzelnen Menschen und dem Weltganzen. Kein wahrhaft großer Dichter ohne ein ethisches Glaubensbekenntniß! Stern ist von einem lebhaften sozialen Rechtsgefühl erfüllt und dieses Rechtsgefühl ist seine Ethik. Er setzt sein Alles ein für die geistige und materielle Befreiung der unteren Gesellschaftsklassen, obwohl er, was Geschmack und Neigungen betrifft, viel mehr im Salon als in der Bauernstube wurzelt. Dem Geiste wie der Geburt nach Aristokrat, hat er sich mit Wort und That stets rückhaltlos zur Verfechtung der Volksinteressen bekannt. . . . . .

Stern's Verse sind, wie das soeben mitgetheilte Zitat (aus „Arbeiterweltfeiertag 1892“) darthut, nicht immer von vollendeter Glätte; namentlich im Reim ist er kein Rückert. Aber in seiner Diktion ist immer Höhe und Größe, ein breiter Schwung der Fittige. Niemals fällt er in das hohle Pathos des Dilettantismus; niemals redet er, um mit Berthold Auerbach zu sprechen, „Talare“. Immer zeichnet eine gewisse Leichtigkeit im Wurf der Form ihn aus; er ist ein Virtuos der scharfen Linie, ein Meister der poetischen Abtönung; seine Sprache hat Farbenglanz und musikalischen Wohllaut. Was aber von der Form seiner Gedichte gilt, das läßt sich auch in Betreff ihres inneren Gehaltes nicht verkennen: sie sind auch nach dieser Seite hin Produkt eines absolut reifen Geistes; ihr Gesichtskreis ist weit, ihre Stoffwelt umfassend, nicht nur, wie bereits angedeutet, die sozialen, es sind auch die politischen, theosophischen und humanitären Fragen unserer Zeit, welche Stern in den Rahmen seiner poetischen Betrachtung hineinzieht, und ihnen allen weiß er eine dichterische Seite abzugewinnen. Mit Geschick trifft er den Ton der Volkslieder, wie z. B. in den reizvollen Strophen „Der Tod und das Mädchen“. Ein Meister aber, um dies zum Schluß noch hervorzuheben, ist er im lyrischen Landschaftsbilde, wofür besonders die „Nebensonnen“ Zeugniß ablegen. Er vereint in diesem Genre Matthisson'sche Anschaulichkeit mit Lenau'scher Innerlichkeit. Die Naturmalerei ist ihm nicht Selbstzweck der Poesie; er behandelt sie nicht als dichterische Dekorationsmalerei —

sie ist ihm im Einklange mit dem, was Schiller in seiner berühmtem Rezension der Matthisson'schen Gedichte fordert, nur die Folie zur Darstellung seines Gefühls- und Gedankenlebens."

Ernst Ziel in der „Frankfurter Zeitung".

„Nennt man die besten Namen unserer neuen Lyriker, so muß auch des Verfassers dieser Gedichtsammlung gedacht werden, wenn schon deren, zum Theil tendenziöser Inhalt uns weniger befriedigt als manches des Vorhergeschickten. Stets aber bleibt die Sprache edel und echt poetisch, was auch der Dichter uns erzählt aus seinem reichen, Natur und Zeit umfassenden Seelenleben."

„Illustrirte Welt."

„Am schönsten und anmuthendsten ist der fünfte Zyklus der Lieder: „Heimath und Fremde," in denen die prächtigen, in's Einzelne gehenden Schilderungen der alten Heimath, die Naturbilder und das für Freundschaft empfängliche Gemüth den Leser ebenso befriedigen, als der Wohlklang der Sprache."

„Deutsche Hausfrauen-Zeitung" in Berlin.

„Der Verfasser ist von erstaunlicher Produktivität; man kann ihn beneiden, daß er jede durchlebte Stimmung sofort poetisch darzustellen vermag. Es giebt noch gottbegnadete Talente! Aber die Zahl derer, die sich Bahn gebrochen, sich einen Namen erworben haben, ist leider gering. Maurice von Stern hat sich Anerkennung errungen."

„Tageblatt der Stadt St. Gallen."

„Wieder eine neue Gabe des in neuerer Zeit so sehr gefeierten Dichters M. R. von Stern. Die vorliegende Gedichtsammlung reiht sich den früheren Werken „Excelsior!", „Sonnenstaub", „Ausgewählte Gedichte", „Höhenrauch" ꝛc. in würdigster Weise an."

„National-Zeitung" in Basel.

„Es liegt ein eigener Zauber in Stern's Poesie. Stern ist einer jener echten Dichter, die sich nicht zwingen müssen, Bilder zu machen, sie drängen sich ihm von selbst auf. Die Eigenart seiner Persönlichkeit macht dazu seine Dichtungen besonders anziehend."

„Schweizer Frauen-Zeitung" in St. Gallen.

„Formvollendete, wohllautende Poesieen, durch ihre Eigenart und den geistigen Gehalt sich vor andern poetischen Erzeugnissen der Neuzeit auf's Vortheilhafteste auszeichnend."

„Schweizer Familien-Wochenblatt" in Zürich.

„Ueber Stern's Gedichten ruht eine eigenartige Schönheit."

„Das Alphorn" in St. Gallen.

„Stern ist als einer der besten Lyriker der Gegenwart bekannt. Sein Gedankenreichthum, die Kraft seiner Sprache und seine Formgewandtheit sind Vorzüge seines Talents, die bereits zu wiederholten Malen gewürdigt worden sind. Auch die vorliegende Gedichtsammlung läßt alle die erwähnten Vorzüge erkennen."

„Beilage zur Bohemia" in Prag.

„Diese Gedichte enthalten sehr poetische, lyrische Ergüsse und kraftvoll gehaltene Stimmungsbilder und Balladen, in denen Freunde der Lyrik gewiß reichen Genuß finden werden. Mit großer dichterischer Kunst und Phantasie verbindet der Dichter eine tadellose Formenschönheit der Verse."

„Hamburger Fremden-Blatt".

„Warum wir gerade diesem Poem („Arbeiterweltfeiertag 1892") aus Maurice Reinhold von Stern's in zweiter Auflage erschienenen und uns vorliegenden Dichtungen „Mattgold" den Vorzug gegeben — wollen wir dahin beantworten: Wir glauben in diesem Gedichte das wahre Wesen dieses echten, je klassischen Poeten erkannt zu haben. Das Selbstbekenntniß dieser großen Seele, das aus diesen Versen spricht, wird und muß so manches schroffe Urtheil mildern, das von Stern oftmals durch seine zornsprühenden Poesien gegen die heutige Gesellschaft herausgefordert hat. Leidenschaft und Haß sind jedoch jetzt verstummt. Der große Dichtergeist hat den erhabnen Flug zum gold'nen Quell des Lichts gewagt und dort die geträumten Ideale auch gefunden, — allein auf der lebens- und schmerzensreichen Erde ruht nach wie vor sein klarer Blick und dem von reinster Menschenliebe erfüllten Herzen entströmten diese prächtigen Rhythmen, die wir uns nicht versagen können, hier wiederzugeben."

„Der Salon", Belletristisches Beiblatt der Wiener Geschäfts-Zeitung und Börsen-Courier.

„Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß Stern zuerst mit seinen Liedern in denen er für die Sache des vierten Standes, für die Arbeiter, eintrat, Aufsehen erregte. Seitdem hat er in zahlreichen Liedern bewiesen, daß ihm die Pflege des Schönen gleichfalls als eine ideale Lebensaufgabe erscheint. Er ist sich aber der unendlichen Schwierigkeit bewußt, die ihm seine aristokratische Herkunft und seine demokratischen Neigungen für die Verwirklichung seiner Lebensziele bereiten. Darum hat sich seiner

ein ihn schwer bedrückender Zwiespalt bemächtigt, den er in dem „Arbeiterweltfeiertag 1892" überschriebenen Gedicht in ergreifender Weise zum Ausdruck bringt. . . . . .

Das Lied, dem diese tiefempfundene Strophe entnommen ist, gehört zu den besten der Sammlung. Stern tritt uns in ihr als ein Dichter entgegen, der seine eigenen Wege geht und sich nur von dem leiten läßt, was er als Recht und Pflicht erkannt hat. Einen eigenen selbständigen Geist zeigt die ganze Sammlung, und eben so eigenartig wie sie ist, so verschiedenartig ist auch ihr Inhalt. Neben Bildern, in denen er wie in „Xerxes und das Meer" oder wie in „Iwan der Grausame" die Ausgeburten orientalischer Herrscherlaunen geißelt, stehen humoristische Scenen wie der „Philosophentanz" und drollige wie das „Mauserl" betitelte Gedicht, aus dem die ganze Gutmütigkeit des Dichters spricht. Dann aber versteht er auch wieder zarte Töne zu finden, z. B. in den an die Baronesse von Stackelberg gerichteten Zeilen, und anmuthig von seinen eigenen Erlebnissen in der Heimath und Fremde zu plaudern. Kurzum auch in dieser Sammlung erscheint uns Stern als ein entschiedenes lyrisches Talent, dem die Gegenwart wenig ebenbürtige an die Seite zu stellen hat. . . . . ."

H. A. Lier
in den **„Blättern für literarische Unterhaltung."**

„Der Titel ist glücklich gewählt, das Funkelgold von Stern's Jugendlyrik beginnt unter dem Schleier der Reflexion matter zu glänzen, ohne darum an Edelgehalt einzubüßen, die jauchzenden Almenrufe seines beseeligten Schönheits- und Naturkultus klingen gedämpfter und ernster. . Schon das erste Gedicht, die Phantasie „Xerxes und das Meer", wirkt recht imposant. Im weiteren Verlauf der Sammlung stoßen wir auf einzelne Gedichte, die mit hohem Schwung der Phantasie und herber Würze des Grundgedankens eine solche Schlichtheit und eigenartige Prägnanz des Ausdrucks verbinden, daß sie uns fast an die aus der Vermählung von tiefem Ernst mit toller Sinnenlust herausgeborene Kunst der deutschen Renaissance gemahnen. Stern dichtet in besonders begnadeten Augenblicken fast so, wie Hans Holbein, der Jüngere, der Autor des „Totentanzes", zeichnete. Auf gut Glück greifen wir die folgenden Gedichte heraus: „Der Tod und das Mädchen" und „Glückliche Reise".

„Libausche Zeitung".

„Ueberall wo man von zeitgenössischer deutscher Lyrik spricht, hat der Name Maurice von Stern einen guten Klang, und jeder Poesiefreund wird ein neues Buch dieses Dichters mit freudigem Interesse begrüßen. In der neuesten uns vorliegenden Sammlung bewegt sich der Dichter zum Theil auf lyrisch-epischem Gebiete, auf dem wir ihn, wenn wir von einigen bereits vorher in Zeitschriften veröffentlichten Gedichten absehen, noch nicht kennen gelernt haben. Gleich das erste Poëm „Xerxes und das Meer“, das allerdings noch nicht die künstlerische Reife trägt wie die später folgenden „Der Tod des Sardanapal“ und „Das Opfer des Baal“ gehört dieser Dichtergattung an. Die Anschaulichkeit der Schilderung ist hier vielleicht größer, als in den zwei anderen Schöpfungen, — in der Feinheit der Stimmungsmalerei und an dichterischem Gehalt wird es aber von letztgenannten übertroffen. Besonders die erstere Dichtung „Der Tod des Sardanapal“, auf deren Versen ein entzückender Duft und poetische Schönheit liegt, wird die Seele jedes Lesers gefangen nehmen. Das rein lyrische Element in dem Wesen des Dichters ist eben zu sehr vorherrschend, als daß er es jemals ganz verleugnen könnte, und er wird, wenn er sich fernerhin dem Epischen zuneigende Stoffe wählt, stets da das Höchste erzielen, wo er, ohne dem Gesammtwerth dadurch Eintrag zu thun, die wohllautreiche Harfe seiner Seelen- und Stimmungslyrik nachhaltiger durchklingen lassen kann. Dies ist und bleibt des Dichters eigenste Domäne, und so finden wir auch in dieser Gedichtsammlung wieder so manche farbensatte, duftsüße Blüthe, die seiner tiefen fantasievollen Poetennatur entsprungen. „Eiger-Reiter“, „Liebesfrühling“, „Blaulicht“, „Heimweh nach der Schweiz“, „Der Dom von Gran“ sind eine herrliche Bereicherung des üppigen Perlenkranzes, der das beste Maurice von Stern's vereinigt. Sehr schön ist ferner „Helvetica, 2. Theil“, dann das Gedicht an Mackay, „Traumwanderung durch Dorpat“ und „Alt-Zürich“. Ganz besonders erwähne ich „Arbeiterweltfeiertag 1892“, ein poetisches Bekenntniß des Menschen Stern, von gewaltigem Schwung und erhabener Größe. — So gebührt dem Dichter für seine jüngste Gabe auf's neue Dank und Anerkennung eines jeden Litteraturfreundes. Möge einer solchen kräftigen Individualität beschieden sein, neben den efemeren Erscheinungen des Tages mit stetig wachsendem Erfolge ihren Platz zu behaupten, um die Erzeugnisse ihrer Kunst in die kommenden Jahrhunderte hinübergerettet zu sehen!

„Die Penaten“
in Wachwitz-Dresden.

„Nachdem ich vor kurzem an dieser Stelle von Stern's Sonnenstaub", „Ausgewählte Gedichte" und „Nebensonnen" besprochen habe, liegt mir bereits eine fernere Publikation dieses Autors vor. Schönheit des Ausdrucks, Tiefe der Gedanken, frische Stimmungsmalerei, Gemüthsreichthum, daneben auch eine gute Dosis Satire, das sind bekannte Vorzüge Stern's, die sich auch in dieser Gedichtsammlung wiederfinden. Die epischen Gedichte darin zeigen dramatische Lebendigkeit und Erhabenheit des Ausdrucks, z. B. „Xerxes und das Meer", „Die Rache des Bachus", „Philosophentanz", „Iwan der Grausame", „der Tod des Sardanapal" (s. z. in der „Schweiz. Rundschau" erschienen), das nebst dem „Opfer des Baal" einem in glühendes Roth getauchten Gemälde gleicht. Als Beweis der knappen Präcision des Gedankenausdrucks sei hier das Gedicht „Königlich" citiert. . . . .

Im ganzen steht „Mattgold" was Gehalt und Form anbetrifft, auf der gleichen Höhe wie „Nebensonnen".

„Schweizerische Rundschau" in Bern.

„Es ist ein liebes, seltenes Büchlein, das uns da neulich aus Zürich zugeflogen kam, Glanz, Wärme und Sonnenschein um uns her verbreitend. Leicht in der Form und schwer an Gedanken, ist sein Inhalt deswegen besonders interessant, weil er uns M. v. Stern, der als Lyriker im In- und Auslande sattsam gewürdigt worden ist, in einer neuen Entwicklungsphase zeigt; der Dichter schlägt nämlich in diesen Blättern zum ersten Mal lyrisch-epische Töne an, die ihn früher oder später ganz auf das Gebiet der erzählenden Dichtung verlocken dürften. Dahin gehören einige Stücke der ersten Abtheilung, welche mit „Herrisch" überschrieben ist, sowie die überaus lebenswahre und mit glücklichem Humor festgehaltene „Weihnachtsfahrt", mit welcher die Sammlung frohmüthig ausklingt. . . Ganz in seinem Element ist Stern in der brillanten Schilderung vom Flammentode Sardanapals, ein Gedicht das seinerzeit in der „Schweizerischen Rundschau" ungefähr denselben Effekt hervorbrachte, als hätte sich ein Siemiradsky in die schweizerische Turnus-Ausstellung verirrt. Dagegen wurde ich unwillkürlich an einige Böcklin-Imitationen des Basler Kunstloches erinnert, als ich auf Seite 18 folgende „Dem Originalischen" gewidmete Verse las. . . . . Stern, der seine Leier oft zum Preise unseres schönen Schweizerlandes, das er mit Recht seine zweite Heimath nennt, ertönen ließ, hat sich während seiner mehrjährigen Campagne am Zürchersee sehr gut in Schweizerart und Schweizerbrauch hineingelebt, so daß es

nicht verwundern darf, wenn er sich gelegentlich herausnimmt, ein Wörtlein mitzusprechen. Seine „Helvetica“, die als ein willkommenes Intermezzo angenehm überrascht, bringt Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt. . . . . . Solch kraftvolle, und weil sie ein Ausländer anschlägt, doppelt sympatisch berührende Worte rufen nach einem volksthümlichen Componisten, der sie in der markigen es-dur-Tonart musikalisch conserviert. Wenn in der Abtheilung „Heimath und Fremde“ beinahe jedes Stück die Allüren der Gelegenheits-Dichtung zur Schau trägt, so offenbart sich des Sängers reiches Gemüthsleben auf's schönste in den vorausgehenden Mädchenliedern, welche durch's Band weg — es dürfte in diesem Falle ein rothseidenes gemeint sein — von entzückendem Liebreiz sind. Im Cyklus „Staub“, in welchem Stern's „Mattgold“-Poesie sich nach allen Seiten als vollkarätig erweist, lernt man den Dichter von der philosophierenden Seite kennen. Es mag hier gerade der richtige Moment sein, um darauf aufmerksam zu machen, daß es weder korrekt noch gerecht ist, M. v. Stern, der allerdings durch seine farbenprächtige Darstellungs-Virtuosität besticht, immer nur gleichsam chromatisch abzustempeln. Wer sein „Dreimal Staub“ gelesen, wird sich sagen müssen, daß es nicht das blendende Kolorit allein ist, das uns erschüttert. Was so eindringlich aus diesen freien Rhythmen zu uns spricht, daß es uns packt und nachträglich zu denken giebt, stammt wo anders her, als von einer triefenden Palette; was hier „purpurroth dämmert“ und hindurch schimmert, ist wirkliches Herzblut, des echten Dichters viel verlachte Lieblingscouleur! Mahnt folgendes Lied nicht an eine Kinderscene Murillos? („Kinder im Staub“) . . . . . . Die Schlußpointe mit dem leisen Hindeuten auf Tod und Verwesung ist für die Weltanschauung des Dichters charakteristisch; an einer andern Stelle gesteht er, daß er, dem Konsequenz mit Feigheit identisch ist, den persönlichen Muth habe, sich selbst zu widerstreiten und „zu erstreben, was er einst verwarf.“ Derartige Selbstgeständnisse sind nicht ganz ungefährlich, weil sie jeder nach seiner Façon auslegt. Es hätte keiner Chlorkalkmischung bedurft, um „Mattgold“ von dieser herrischen Antipyretica zu reinigen, ohne welche das Büchlein von aller litterarischen Polemik frei geblieben wäre. Auch so aber wird es allen Freude machen, die M. v. Stern's Dichterindividualität, die uns als eine der eigenartigsten und interessantesten unter den modernen Lyrikern erscheint, aus seinen früheren manigfachen Publikationen kennen und schätzen gelernt haben.“ . . . .

„Basler Nachrichten.“

„Eine Reihe neuer Gedichte bietet uns unser nunmehr in Zürich zu einer festen literarischen Wirksamkeit gelangter hochbegabter Landsmann M. R. v. Stern in der Sammlung „Mattgold." Die poetischen Bilder und Skizzen, denen wir hier begegnen, zeigen im Großen und Ganzen die nämlichen Farben und die nämliche Manier der Malerei in Wort und Reim und Rhythmus, wie wir sie in den früheren funkelnden Sängen des Dichters kennen gelernt haben; die Farben sind hier nur stärker abgetönt, in bitterem Lebensernst lichtloser, mitunter auch wohl minder frisch gehalten — es ist eben „Mattgold." . . . . . .

Originell, wie der Titel der ganzen Sammlung, sind auch die Bezeichnungen, welche der Dichter den 5 Abtheilungen, in die sie gruppirt sind, gegeben hat: „Herrisch" — „Trübungen" — „Staub" — „Mädchenlieder" — „Heimath und Fremde." — Wohl die phantasievollsten, gedankenreichsten und einheitlichsten Schöpfungen birgt mit ihrer Fünfzahl die Abtheilung „Staub" in sich; echt Stern'schen Schwung der Phantasie bekunden vor Allem die „Glückliche Reise" und „Drei mal Staub." Den Abschluß dieser Abtheilung bildet das eigenartige Gedicht „Lebender Staub." . . . .

Vorausgeschickt sind dieser Abtheilung als nahe verwandte Gruppe die 7 Lieder der „Trübungen", die von der dichterischen Begabung Stern's ebenfalls beredtes Zeugniß ablegen; namentlich hat uns hier das tief empfundene, schwermüthige „Genug" angesprochen. . . . ."

„Neue Dörptsche Zeitung" in Dorpat.

„Wieder hat uns der produktive, hervorragende Lyriker eine neue Gabe verabreicht und wieder ist dieselbe werthvoll. Wie in seinen früheren Schöpfungen, können wir auch im „Mattgold" des genialen Dichters idealen Schwung, die ungebrochene poetische Kraft, die machtvolle Sprache bewundern. . . . . . Die Freunde von Stern's Muse werden „Mattgold" ebenso lieb gewinnen, wie dessen „Höhenrauch" und „Sonnenstaub".

„Neue litterarische Blätter" in Bremen.

„So oft Stern seine kostbare Leier anschlägt — und dies geschieht nicht gerade selten — entströmen ihr stets schöne, manchmal bezaubernde Töne. Kraft- und seelenvoll ist der Klang von Stern's Leier, machtvoll braust er dahin, wenn er als Philantrop für die Menschlichkeitsideale eintritt, weich und lieblich fließt er dahin, wenn er seine Heimath, die Natur überhaupt, besingt. In „Mattgold" zeigen sich die Vorzüge Stern'scher Poesie ebenso wie in den früheren Dichtungen." . . . . . .

„Die Zerstreuung" in Rostock.

Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen. E. Pierson's Verlag in Dresden. Preis: 1 Mk.

Die Insel Ahasver's. Ein episches Gedicht. E. Pierson's Verlag in Dresden. Preis: brosch. 1 Mk. 50 Pf., geb. 2 Mk. 50 Pf.

Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Ein Vortrag, gehalten vor dem Hygieinischen Verein in Zürich am 16. April 1891. Verlag von Caesar Schmidt in Zürich.

Mattgold. Neue Dichtungen. Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz" in Zürich. Preis: broschirt 3 Fr., Originalband mit Goldschnitt 4 Fr. 50 Cts.

Zur Orientirung über alle neuen Erscheinungen der deutschen Litteratur dient

„Stern's literarisches Bulletin der Schweiz".

Erscheint monatlich zum Preise von **5 Fr. = 4 Mk.** pro Jahr.

Der erste Jahrgang (1892/93) eleg. geb. zu 8 Fr. = Mk. 6,40.

Verlag von
„Stern's literarischem Bulletin der Schweiz"
in Zürich.

Die **„National-Zeitung"** in **Basel** schreibt:

„Vor uns liegt in einfachem, aber höchst geschmackvollem Einband der erste Jahrgang des „Literarischen Bulletin's", umfassend 12 ziemlich umfangreiche Nummern. . . . . Welche Nummer wir auch durchgehen mögen — immer und immer wieder gewinnen wir einen guten Eindruck nicht nur von der Gründlichkeit, mit der Stern bei seinen Kritiken und Besprechungen zu Werke geht, sondern auch von der Objectivität des Urtheils. Wo es auch sein mag und welcher Schule der Dichter angehören mag, Stern bestrebt sich stets, vor Allem gerecht, maß- und gehaltvoll zu sein, auch da, wo er mit den Anschauungen des betreffenden Autors keineswegs einig gehen kann. Wer sich um die neuere und neueste schweizerisch-deutsche Litteratur bekümmert, wird bei seiner Lektüre, bei seinen Studien Stern's „Literarisches Bulletin" nicht entrathen können, ist dasselbe ja doch gewissermaßen eine Einführung in die neuesten litterarischen Erscheinungen".

Druck von Eduard Moos
in Erfurt.

Bögl

Stern, Maurice Reinhold <<von>>,

Stimmen der Stille

Zürich 1893 (1894)